

Deutschlands Minderheiten-Kampf.

Wer Deutschlands Rolle in Genf in den letzten Jahren ein wenig verfolgt hat, dürfte von allen Argumenten, welche während der Minderheiten-Debatte des 6. Ausschusses der Völkerbundversammlung vorgebracht worden sind, am wenigsten die Frage des polnischen Außenministers Jaleski verstanden haben, warum Deutschland eigentlich diesen Kampf für die Minderheiten führe und warum es diese Debatte im 6. Ausschuss aufgerollt habe. Herr Curtius hatte es leicht, ihm darauf zu antworten, — er konnte ihm sagen, daß Deutschland ja nicht zum ersten Male das Minderheitenproblem in Genf aufwerfe, und daß es zudem mit seinem Antrag, die Anwendung der Madrider Prozedur-Beschlüsse zu prüfen, nur ein Vermächtnis des toten Gustav Stresemann erfülle. Schließlich konnte Curtius darauf hinweisen, daß ja auch in der Tat die Praxis der Madrider Verfahrens-Regelung allerlei zu wünschen lassen, und daß an dieser Praxis einmal fürchtbare Kritik geübt werden müsse.

Und damit wird das Wesen und die Begründung dieses deutschen Minderheitenwortes klar: es handelt sich um eine durchaus andersartige Aktion, als es die Aktion Gustav Stresemanns war. Stresemann erstrebte eine grundsätzliche Debatte über die Minderheiten-Garantie des Völkerbundes. Deutschland hat dagegen in diesem Jahr eine Aussprache über die Praxis des gegenwärtig bestehenden und in seinem Verfahren durch die Madrider Beschlüsse vom Juni 1929 festgelegten Minderheitenschutzes beantragt und durchgeführt. Dadurch bewegte sich der deutsche Vorstoß durchaus im Rahmen des vom Völkerbund schon anerkannten und — allerdings nicht einwandfrei — angewandten Systems der Madrider Beschlüsse, welche die bei Minderheitenbeschwerden einzuschlagende Prozedur regeln. Deutschland wollte nichts anderes, als die Welt darauf aufmerksam machen, daß in Genf Fehler bei der Behandlung der eingelaufenen Petitionen gemacht werden; man hat es bisher noch nicht verstanden oder auch nicht gewollt, die angeblichen Prozedur-„Verbesserungen“, die bei ihrer Annahme in Madrid so außerordentlich gefeiert wurden und die auch während der jetzt abgeschlossenen Debatte von allen Rednern ihr pflichtgemäßes Lob bekommen haben, wirklich als Verbesserungen erscheinen zu lassen.

Dagegen wandte sich Deutschland, das, da sein verstorbener Außenminister die Minderheitenfrage in Genf angeknüpft hat, sich einigermaßen verantwortlich dafür fühlt, was aus der früheren Stresemannschen Aktion nun praktisch sich entwickelt hat. Und da die Minderheiten unter die Garantie des Völkerbundes gestellt sind, und nicht etwa ausschließlich unter die Garantie des Völkerbundes, so war der 6. Ausschuss der Völkerbundversammlung der richtige Ort, um sich offen über diese Frage auszusprechen.

Was war das Ergebnis dieser Aussprache? Vergleicht man es mit dem Ziel, das Deutschland vorgeschwebt hat, so ist dieses Ergebnis gewiß durchaus günstig — man darf dagegen nur nicht den Fehler begehen, dieses Ergebnis an die verschiedenen Forderungen zu messen, welche im Laufe der Diskussion von anderer als deutscher Seite, z. B. von Ungarn, Bulgaren und Albanern, aufgestellt worden sind, etwa an den Forderungen einer ständigen Minderheitenkommission u. a. So wie die Dinge heute liegen, ist es ziemlich selbstverständlich, daß solche weitgehenden Forderungen in Genf auf heftigen Widerstand stoßen. Berücksichtigt man dagegen, daß deutscherseits lediglich an der Ausführung der Madrider Beschlüsse berechtigte Kritik geübt worden ist, und daß auch das Völkerbundssekretariat, wenn auch indirekt, die Berechtigung dieser Kritik anerkennen mußte (der Generalsekretär gab zu, daß weit mehr als die in der Statistik genannten 57 Petitionen im letzten Jahre in Genf eingelaufen seien), — so muß man sagen, daß Deutschland erreicht hat, was es wollte; und man darf es

als gewiß erachten, daß der Bericht des Generalsekretärs und seine „Statistik“ im kommenden Jahr wesentlich ausführlicher werden, als sie es in diesem Jahre waren. Die Möglichkeit einer ähnlichen Diskussion im kommenden Jahr, in derselben 6. Kommission, wird gewiß die Haltung des Sekretariates in Minderheitenfragen beeinflussen und immerhin zur Vorsicht mahnen.

Darüber hinaus darf man jedoch auch von einem ideellen Ergebnis dieser Aussprache, an der sich zahlreiche europäische Außenminister beteiligt haben, sprechen: Bedeutet es nicht etwas, daß dieser ganze Problembereich wieder einmal in Genf aufgerollt worden ist, daß man vor der Öffentlichkeit der ganzen Welt sich über eines der entscheidenden europäischen Probleme ausgesprochen hat, und daß bei dieser Aussprache eine klare Scheidung der Geister zutage trat und jeder, der Ohren hatte zu hören, leicht erkennen konnte, wo die Freunde und wo die Feinde der Minderheiten saßen? Mit dieser Aussprache ist zudem eine Tradition und eine Plattform für kommende Jahre geschaffen, und vielleicht kann man von dieser Plattform aus später einmal vordringen in das Problem der grundsätzlichen Minderheiten-Garantie, das man in diesem Jahre noch nicht anzuschneiden gewagt hat . . .



Ivar Kreuger und Siemens-Konzern.

Der schwedische Zündholzkönig Ivar Kreuger ist mit mehreren Mitarbeitern in Berlin eingetroffen. Seine Reise soll vor allem Verhandlungen gelten mit dem Siemenskonzern. Kreuger kontrolliert die schwedische Ericsson Telephone A. B. mit der Siemens und Halste in letzter Zeit gemeinsam größere Projekte bearbeitet haben. In diese Gemeinschaft soll nach den Plänen Ivar Kreugers nun auch die amerikanische Western Electric einbezogen werden.

Gegen den Youngplan.

Die Wirtschaftspartei will die Sozialdemokratie ausschalten.

Die neue Reichstagsfraktion der Wirtschaftspartei hielt ihre erste Sitzung ab, in der die politische Lage erörtert wurde. Im Anschluß daran trat der Reichsausschuss der Wirtschaftspartei zu einer Sitzung zusammen.

Die Auffassung der Reichstagsfraktion, sich zu einer Regierung, auf welche die Sozialdemokratie direkten oder indirekten Einfluß nimmt, weder aktiv noch duldsam zu beteiligen, fand die einmütige Billigung und Zustimmung des Reichsausschusses.

Das Verbleiben der Wirtschaftspartei in der bestehenden oder ihre Mitwirkung an einer neu zu bildenden Regierung wird die Partei ausschließlich davon abhängig machen, ob die von ihr im Interesse der Wiedergesundung von Wirtschaft und Volk zu stellenden Forderungen berücksichtigt werden.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die endgültige Entscheidung der Wirtschaftspartei wird die Tatsache sein, ob sich aus dem Gesamtprogramm der Regierung der unerfüllbarste Wille erkennen lasse, daß mit der sozialistischen Wirtschaftspartei, Finanz- und Kulturpolitik ein Ende gemacht wird. In den der Regierung zu überreichenden Forderungen wird auch eine Aenderung der Außenpolitik mit dem Ziel der Revision des Youngplans und des Versailleser Vertrages verlangt werden.

Die Not der deutschen Städte.

Zu einer Jubiläumstagung ist der deutsche Städtetag in Dresden zusammengetreten, wobei der Präsident Dr. Müller in seiner Ansprache hervorhob, daß der Städtetag die Städte als kulturelle und wirtschaftliche Mittelpunkte in ihrer Lebendigkeit und Initiative erhalten wissen wolle. Er erstrebe eine Selbstverwaltung nicht nur nach der Form, sondern auch nach dem Inhalt. Die stärkste Einschränkung liege nach wie vor auf dem Gebiete der Finanzen.

Hier zeige sich die Schicksalsverbundenheit von Reich, Ländern und Gemeinden am deutlichsten.

Der sächsische Ministerpräsident Schied erwähnte u. a. die Reichsreform und hob hervor, daß die andere große dringliche Aufgabe sei und bleibe der Finanzausgleich, und was vielleicht noch mehr sei, der Finanzhoheitsausgleich.

Der preussische Minister Dr. Waentig überbrachte dem Städtetag die Grüße und Wünsche der preussischen Staatsregierung.

Den Hauptvortrag hielt hierauf Oberbürgermeister Dr. Luppe-Mürnberg, und zwar über das aktuelle Thema:

Arbeitslosenversicherung und Gemeindehaushalt. Er hob hervor, daß durch die rapide und unaufhörliche Zunahme der Wohlfahrtsarbeitslosen — allein in den Städten mit über 25 000 Einwohnern vom Januar bis August von 225 000 auf 445 000 — die Mehrausgaben der Gemeinden bis Ende d. J. mindestens 250 Millionen betragen würden, zu denen noch die Erhöhung der Beiträge zur Krisenunterstützung und Beihilfen hinzutreten. Schon jetzt seien die hierfür zur Verfügung stehenden Mittel aufgebraucht. Die neuen Notverordnungssteuern könnten bestenfalls den sonstigen Einnahmeausfall ausgleichen, der sie nur etwa 135 Millionen erbringen würden. Dagegen blieben die ungeheuren Mehrausgaben für die Arbeitslosenunterstützung ungedeckt und stellten die Gemeinden unmittelbar vor die finanzielle Katastrophe. Es gebe nur einen Ausweg: die Krisenfürsorge nach Beruf und Zeitdauer unbefristet auszudehnen unter Aufbringung der Mittel durch das Reich. Unhaltbar seien die Vorschläge, die den Zuschuß des Reiches auf eine Höchstsumme oder feste Dotationen beschränken wollen.

Inland und Ausland.

Auf einer Tagung des Alldeutschen Verbandes wünschte der Vorsitzende, Justizrat Clah, ein enges Zusammengehen von Deutschnationalen und Nationalsozialisten. Er erklärte, nur die völlige Diktatur könne in Deutschland Ordnung bringen.

Der Bayerische Industriellenverband hat in einer Eingabe an die Staatsregierung eine Reform der Kirchensteuer gefordert. 230 Abgeordnete werden nach einer endgültigen Uebersicht über die Zusammenfassung des neuen Reichstages zum erstenmal in das Parlament einziehen.

Die Frau des verstorbenen Staatsrechtslehrers Georg Jellinek ist an ihrem 70. Geburtstag von der juristischen Fakultät der Heidelberger Universität zum Ehrendoktor ernannt worden. Frau Jellinek hat sich auf dem Gebiet des Frauenrechtsschutzes Verdienste erworben.

Das Erste-Ergebnis des nördlichsten Weinbaugebietes Europas, der Gegend von Grünberg in Schlesien, ist ungewöhnlich günstig. Man rechnet mit 80 000 Liter gegen nur 20 000 im Vorjahr. Und die Qualität soll sehr gut sein.

In Wenzel wurde vom Gouverneur die Einreichung aller Anträge in deutscher und litauischer Sprache verordnet, ohne daß eine gesetzliche Berechtigung dazu vorliegt.

Die Aufwertung der von England gezeichneten französischen Kriegsanleihe wird von der englischen Regierung in einer Note an die französische Regierung verlangt. Die während des Krieges von Frankreich in England veranlasseten 4 Emissionen von Staatsanleihen hätten dem englischen Publikum Verluste beigebracht, da seit der Stabilisierung des Franken diese Anleihen auf ein Fünftel ihres Wertes herabgegangen seien. England verlangte, daß die Frage einem Schiedsgericht unterbreitet werde.

Der amerikanische Präsident Hoover hat den Redakteur der New-York Times, Nicholas Roosevelt, zum amerikanischen Gesandten in Ungarn ernannt.

Litwinow wieder in Moskau. Außenkommissar Litwinow ist von seinem Auslandsurlaub zurückgekehrt und hat die Leitung des Außenkommissariats wieder übernommen.

Einberufung polnischer Abgeordneter zu militärischen Übungen. Eine Reihe militärischer früherer Abgeordneter hat Besche erhalten, zu ihren Truppenkörpern einzurücken, um an den Übungen der Reserve teilzunehmen.

100 Millionen Zwangsanleihe der Nanjing-Regierung. Einer Nachricht aus Shanghai zufolge will die Nanjing-Regierung eine Zwangsanleihe in Höhe von rund 100 Millionen Markt erheben.



Die tolle Miss

Humanistischer Roman von Bert Oehlmann

31. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Langsam trat sie näher, um gerade noch zu vernehmen, wie der junge Graf in sichtlichem Unmutsaufwallung rief: „Papperlapapp! Der Krempel wird mir allmählich zu dumm!“ Gleich darauf lief er wütend in den Park hinein und verschwand hinter den Bäumen.

„Nanu?“ wunderte sich Susi, ganz herantretend. „Was wollte denn der von Ihnen?“

In tödlicher Verlegenheit suchte Johann nach Worten. Dann sprudelte er hervor: „Der Herr Graf — ja — eine technische Auseinandersetzung! Der Herr Graf wollten mir — wollten mir —“

„Vorschriften machen?“

„Ja, ja, ganz recht.“

„Jetzt fängt er auch noch an!“ seufzte Susi und schaute dem Verschwindenden unfreudlich nach. Dann wandte sie sich wieder an den Chauffeur. „Sie tun mir ja so unendlich leid, Herr von Treustedt!“

Erschrocken wehrte er ab und verbesserte: „Johann, wenn ich gnädigste Komtesse gehorlamst bitten darf!“

Sie lächelte schwach.

„Wie ich bedauere, Ihnen Schweigen versprochen zu haben, kann ich Ihnen gar nicht erklären. Wie unglücklich müssen Sie sich fühlen!“

„Seitdem ich Ihr Vertrauen genieße, Komtesse, bin ich der Glücklichen einer!“

Ihre Blicke tauchten ineinander.

„Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, Herr von Treu —“ Sie unterbrach sich mit zartem Eröden, fuhr gleich darauf aber mutig fort: „Ich las soeben eine Annonce. Diese da von einem ganz exkluffen Hause wird gegen hohe Bezahlung ein gebildeter Herr als Reisebegleiter gesucht. Bewerben Sie sich noch heute um diesen Posten. Johann. Eine solche Stellung ist Ihrer würdiger als diese!“

Er nahm die dargebotene Zeitung nicht, sondern sah sie nur traurig an. Dann sagte er seufzend: „Sie wünschen also mein Fortgehen?“

„Nein, nein,“ entgegnete sie hastig. „Wie können Sie nur so etwas denken?“ Ihre Lippen bebten, ihre vollen, roten Lippen zitterten. „Ich — ich will doch nur Ihr Bestes —!“

„Susanne! Susanne!“ scholl es da in hohen Tistellönen vom Schloß herüber.

„Das gnädige Fräulein Tante ruft, Komtesse.“

„Ja, die Tante ruft,“ wiederholte sie gedankenverloren und sah ihn aus feuchten Augen an.

Dann rief sie den Blid von ihm los und lief den Weg zurück, den sie gekommen.

Als Johann, die Pfeife schief im Mundwinkel, eine Stunde später an der Garage vorüberkam, konnte er nicht umhin, sein weißes Haupt zu schütteln: Da stand der neue Chauffeur und pufte pfeifend die Fenster der Limousine spiegelblank — pfeifend! Zu einer Zeit, in der das ganze Personal unter dem Joch des „Weiberregiments“ achzte.

„Guch scheint's zu wohl zu gehen!“ knurrte er und warf einen schenen Blick auf das durch die Bäume schimmernde Schloß. „Aber wartet nur: Vögel, die am Morgen singen, holt am Abend die Raht!“

Jochen sollte recht behalten, nur daß die „Raht“ den lustig pfeifenden Vögel nicht erst am Abend, sondern schon um die Mittagszeit herum holt.

Es ging scharf auf Eins, als Johann zum Schloß hinüberschritt. Auf seine Frage nach dem gnädigen Fräulein führte ihn Franz mit sorgenvoller Miene ins grüne Damenzimmer, wo die Gesichte in offenbar heftiger Gemütsbewegung auf und niederstiegen. Grund ihrer Erregung schien die Anwesenheit ihrer Nichte zu sein. Susi sah nämlich mit trozig geschlossenen Munde in einem der Sessel und maß die vor ihr aufgetürmten Wollmäule mit verächtlichen Blicken. Als Johann eintrat, blinzelte sie ihm interessiert entgegen.

Johann führte sich mit einer seiner tadellosen Verbengungen ein.

„Was wollen Sie?“ fuhr Tante Elisa ihn ungnädig an.

„Unsere Zündlichtmaschine ist nicht in Ordnung. Ich werde wohl die Batterie neu laden müssen und —“

„Zündlichtmaschine?“

„Ganz recht,“ nickte er und fügte hinzu, daß zur Batterieladung ein neuer Umformer vonnöten sei.

Etwas verständnislos sah Tante Elisa den Mann an. Zündlichtmaschinen und Umformer waren ihr böhmische Dörfer. Dessen ungeachtet und getreu ihres Prinzips, Laialen niemals Unwissenheit zu zeigen, gab sie ihre Zustimmung. Als sich der Chauffeur wieder zurückziehen wollte, schob ihr eine Blutwelle zu Kopf.

„Johann!“

„Gnädiges Fräulein befehlen?“

„Was habe ich Ihnen vor acht Tagen befohlen?“

Johann machte ein nachdenkliches Gesicht, überlegte angestrengt und zeigte dann eine verwunderte Miene, ein Umständ, der dazu angetan war, Tante Elisas Zorn um ein Vierfaches zu steigern.

„Ich hatte Ihnen befohlen, Ihre Frisur zu ändern und sich mit derselben bei mir zu melden!“

„Ach so.“

„Was heißt ach so, wie? Wie können Sie es wagen, Ihnen gegebene Befehle nicht auszuführen? Wie können Sie sich unterstehen, mir nach wie vor in diesem Zustande unter die Augen zu treten?“

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, aber ich konnte unmöglich ahnen, daß dieses Verlangen im Ernst an mich gestellt wurde.“

„Ach! Sie glaubten, ich spaße mit Ihnen?“

„Allerdings, gnä —“

Sich rechte sich Tante Elisa auf. „Merken Sie sich ein für allemal, daß ich mit Lalalen keine Scherze mache!“ rief sie aufgebracht. „Haben Sie mich verstanden?“

Er nickte nur.

„Ich stelle Ihnen nochmals eine Frist bis morgen mit,“ erklärte sie mit Nachdruck. „Haben Sie sich bis dahin die Haare nicht in von mir gewünschtem Sinne schneiden lassen, können Sie sich als entlassen betrachten.“

(Fortsetzung folgt.)

Postraub mit beispielloser Frechheit.

Verbrecher verkehrt den Bahnpostdienst.

Mit beispielloser Frechheit hat ein Unbekannter die Reichspost um 6 100 Mark betrogen. Der Unbekannte erschien in der Wohnung eines Postbeamten, der am Abend das Postamt auf der Rhein-Uferbahn Köln-Bonn zu begleiten hatte, und zeigte ein amtliches Formular vor, wonach der Postbeamte an diesem Abend nicht den Dienst auf der Rhein-Uferbahn, sondern auf der Bahnpost Köln-Koblenz machen sollte.

Der Unbekannte erschien abends an der Haltestelle der Rhein-Uferbahn in Köln und übernahm ordnungsgemäß die Post. Mit einem anderen Postbeamten, der noch eine kurze Strecke mitfuhr, unterließ er sich über dienstliche und familiäre Angelegenheiten, sodass dem Beamten in keiner Weise ein Verdacht aufkam, daß er es mit einem Schwindler zu tun hatte. Der falsche Postbeamte fuhr dann mit bis nach Bonn und ebenso wieder zurück, wobei er ordnungsgemäß den Postdienst an den einzelnen Zwischenstationen versah. Neben Paketen und Briefsäcken wurden auch Wertbriefe und Geldbeutel an den Zwischenstationen in das Postamt eingeliefert. Kurz vor der Ankunft in Köln verschwand der falsche Postbeamte unter Mitnahme von 6 100 Mark.

Die Briefsäcke und Pakete hat er unangetastet gelassen. Als der Zug in der Endstation eintraf, fand man die Tür zum Postabteil offen und suchte vergeblich nach dem Beamten. Man vermutete zunächst, daß er unterwegs überfallen und beraubt worden sei, oder daß sich der angeblich echte Postbeamte mit dem Gelde davongemacht haben könnte. Die Ermittlungen der Kriminalpolizei und der Poststelle führten dann zu der überraschenden Aufklärung. Es handelt sich um einen bis in alle Einzelheiten vorbereiteten Postraub.

Neues aus aller Welt.

Flugzeugunglück bei Lemberg. Auf dem Militärflugplatz in Lemberg ereignete sich eine Flugzeugkatastrophe, der zwei Piloten zum Opfer fielen. Während eines Übungsfluges verlor das Flugzeug plötzlich die Steuer, wobei das Flugzeug das Gleichgewicht verlor, zu Boden stürzte und vollständig im Trümmerhaufen ging. Unter dem Trümmerhaufen wurde ein Pilotenoffizier und ein Unteroffizier hervorgezogen. Beide mußten in lebensgefährlichen Zuständen ins Krankenhaus überführt werden.

Gestrandeter deutscher Dampfer bei Culea zerstört. Der bei Culea in Nordschweden gestrandete deutsche Dampfer „Alma“ ist in der Brandung vollkommen zerstört worden. Die Besatzung wurde bereits nach der Strandung gerettet. Der Befehlshaber hatte sich den drohenden Verlust des Schiffes so zu Herzen gehen lassen, daß er sich das Leben zu nehmen versuchte und bewacht werden mußte.

Ein französisches Verkehrsflugzeug ins Meer gestürzt. Das französische Verkehrsflugzeug, das den Dienst zwischen Marseille und Algier versieht, stürzte in der Nähe von San Sebastian ins Meer. Einige Dampfer, die in der Nähe waren, konnten rechtzeitig Hilfe bringen und die Besatzung sowie die Post übernehmen. Der Apparat mußte den Wellen preisgegeben werden.

Wieder ein Fall von Lynchjustiz. Aus Newyork wird ein neuer Fall von Lynchjustiz an einem Neger gemeldet, der sich in Thomasville (Georgia) zugetragen hat. Ein Neger, der Mitglied einer Bande von Pferdedieben war, war verhaftet worden. Das Gerücht verbreitete sich, daß der Neger in der Nacht in die Wohnung einer neunjährigen Weißen geführt worden sei, wo ihn das Kind als denjenigen wiedererkannt habe, der vor kurzer Zeit ein Sittlichkeitsverbrechen an ihm verübt hatte. Der Bevölkerung bemächtigte sich eine unbeschreibliche Wut. In Scharen zogen sie vor das Gefängnis und verlangten die Auslieferung des Negers. Der Gefängnisdirektor versuchte, um Unruhen zu vermeiden, den Angeklagten in die Nachbarstadt zu überführen. Unterwegs überfiel jedoch eine Menge von über 100 Personen den Gefangenentransport, bemächtigte sich des Negers und erhängte ihn am nächsten Baum. Dann banden sie den Leichnam an einen Lastwagen und schlepten ihn im Triumphzug durch die Straßen der Stadt.

Schweres Einsturzungsunfall bei Paris. In Nanterre, einem nordwestlichen Vorort von Paris, hat sich in den Staatswerken ein schweres Einsturzungsunfall ereignet, das mehrere Opfer an Menschenleben gefordert hat. Bisher werden vier Tote und drei Schwerverletzte gezählt.

Wirtschaftsuntschau.

Wahlresultat und Börse. — Reparationslast und Weltwirtschaft. — Verhängnisvolle Folgen des Ruhrstreiks. — Deutsch-englischer Kohlenkampf.

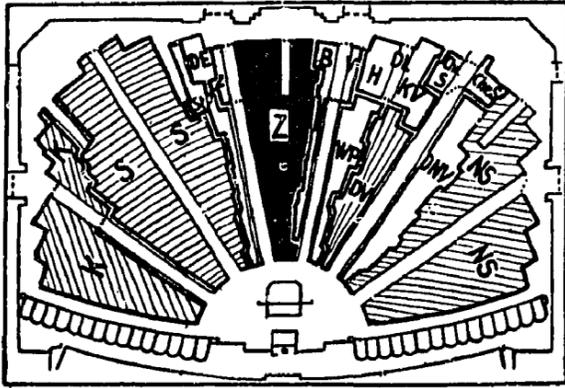
Die Sensationsmacheret, die ein Teil der Berliner Boulevardpresse in den Ausgängen der Wahl betrieben hat, ist nicht ohne ungünstige wirtschaftliche Folgen geblieben und hat insbesondere die Börse stark beunruhigt. So widerspruchsvoll und unfruchtbar jedem ruhigen denkenden Menschen im In- und Auslande die Gerüchte von einem Bruch der Nationalsozialisten erscheinen mußten, so fanden sie doch in der Wallstraße eine, wenn auch beschränkte Resonanz und führten zu einer Erschütterung des Vertrauens, dessen erste Anfänge sich im Laufe der letzten Wochen gerade bemerkbar gemacht hatten. Weit schlimmer als die Wirkung dieser verantwortungslosen Alarmnachrichten im Inlande war indessen die im Auslande. Englische, französische und amerikanische Zeitungs-korrespondenten, die t. t. natürlich durchweg mit den deutschen Verhältnissen nicht besonders vertraut sind, klaberten die Sensationsnachrichten in die ganze Welt hinaus, und groteskerweise tauchte an der Newyorker Börse bereits das Gerücht auf, daß sich ganz Deutschland in hellem Aufruhr befinde. Kein Wunder, daß man unter diesen Umständen die Sicherheit der deutschen Werte als im höchsten Grade gefährdet ansah und daß an allen maßgebenden ausländischen Plätzen umfangreiche Verkäufe in deutschen Aktien und Renten erfolgten. Natürlich blieb diese Baisse in deutschen Werten nicht auf die ausländischen Plätze beschränkt, sondern sie hatte ihrerseits wiederum umfangreiche Abgaben des Auslandes an deutschen Börsen zur Folge. Das prozentweise Zurückgehen der maßgebenden deutschen Staatsrenten, Industrie- und Agrarobligationen unterhalb einer einzigen Börse stellt sich als die schwerste Folge der oben charakterisierten Sensationsmacheret dar.

Die wirklichen Schwierigkeiten der deutschen Wirtschaftslage und die eigentlichen Gründe der Weltwirtschaftskrise werden durch derartige fälschliche Manipulationen leider immer aufs neue verschleiert, und es wird der Blick von den wesentlichen Dingen abgelenkt. In England beginnt sich erfreu-

Die Opfer des Sturmes an der bretonischen Küste. Wie aus Concarneau an der Südküste der Bretagne gemeldet wird, ist die Gesamtzahl der während des letzten Sturmes umgekommenen Fischer auf 20 gestiegen. Es werden noch 12 Fischerboote vermisst. Die Bevölkerung gibt die Hoffnung auf ihre Rückkehr nicht auf; doch muß man mit dem Verlust der Fahrzeuge und dem Tod ihrer Bemannung rechnen. Die Familien der verschollenen Fischer warten noch Tag und Nacht im Hafen auf ihre Männer, Väter und Söhne. Die letzten Funknachrichten sprechen von zwei bis drei auf See gesichteten Schönern, die Havarie erlitten hätten, deren Befahrung jedoch gerettet sein soll.

Der älteste Mann der Welt schwer verkehrt. Der angeblich 156jährige Türke Zaro Agha, der allgemein als der älteste Mann der Welt bezeichnet wird, ist bei einem Straßeneinfall schwer verkehrt worden. Zaro Agha, der zurzeit in Neuyork weilt und eine eifrige Propaganda gegen den Alkohol betreibt, wurde auf dem Broadway von einem Kraftwagen umgerissen und so schwer verkehrt, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird.

Der neue Reichstag.



N.S. = Nationalsozialisten, D.N.V.P. = Deutschnationale, Chr.S. = Christlich-Soziale, D.V. = Deutsche Volkspartei, K.V. = Konservative Volkspartei, D.L. = Deutsches Landvolk, W.P. = Wirtschaftspartei, H. = Hannoveraner, B.V. = Bayerische Volkspartei, Z. = Zentrum, St.P. = Staatspartei, D.E. = Deutsche Bauernbund, S. = Sozialdemokraten, K. = Kommunisten.

Bluffat eines Wahnsinnigen. Eine Bahnhofsstation spielte sich in der belgischen Gemeinde Hammesles Termode ab. Ein gewisser Vandenberg, der seit Tagen Spuren einer eigentümlichen Störung zeigte, sprang unerwartet vom Familientisch auf, erschoss seinen Vater und seine Schwester, und verlegte dann auf der Straße ein 6jähriges Kind. Als dessen Eltern zu Hilfe stürzten, schoß er auch auf diese. Schließlich gelang es der Polizei, den Kranken ins Irrenhaus einzuliefern.

Zum Bau der neuen großen Dampfer der Cunard-Linie. Die Cunard-Linie veröffentlicht eine Erklärung, in der die Gründe für den Bau von zwei 60 000-Tonnen-Dampfern dargelegt werden. Der Kampf um das Blaue Band spiele nur eine untergeordnete Rolle. Mit den beiden neuen Schiffen solle ein lohnender wöchentlicher Dienst von Southampton über Cherbourg nach Newyork aufrechterhalten werden. Bisher seien zu diesem Dienst nach Amerika drei Schiffe notwendig gewesen. Nur so sei es möglich gewesen, mit der Regierung ein Abkommen zu treffen, nach dem sie einen Teil der Versicherung garantiere. In der Erklärung wird weiter darauf hingewiesen, daß die Verhandlungen mit der Southern-Eisenbahn über ein Trocken-dock in Southampton noch nicht ganz abgeschlossen seien, aber gute Fortschritte machten.

Blutige Zusammenstöße in der Universitätsstadt Santiago de Compostela. In der Universitätsstadt Santiago de Compostela ereigneten sich mehrere Zusammenstöße zwischen Streikenden und der Polizei, wobei diese von der Schußwaffe Gebrauch machen mußte. Hierbei wurde ein Arbeiter getötet, zahlreiche andere Demonstranten trugen Verletzungen davon. Darauf demonstrierten die Arbeiter zusammen mit den Studenten und drangen in das Universitätsgebäude ein, wo sie Möbel, Bilder u. a. zerstörten. Die Führer der verschiedenen liberalen Parteien haben eine Zusammenkunft in San Sebastian beschlossen, um über einen Zusammenschluß im Wahlkampf zu beraten.

licherweise immer mehr die Erkenntnis durchzuziehen, daß einer der wichtigsten Gründe nicht nur der deutschen, sondern auch der Weltwirtschaftskrise in den deutschen Tributlasten besteht, welche die normale Kapitalverteilung im internationalen Verkehr empfindlich gestört haben. Seit Jahren häuft sich infolge der Tributleistungen Deutschlands einseitig Gold und Kapital in den Vereinigten Staaten und Frankreich auf, ohne daß es von dort erneut den Zwecken allgemeiner Weltproduktion zugeführt wird. So ist den Rohstoffländern die Kapitalgrundlage eines geordneten Güterabflusses genommen. Der dadurch ausgelöste Preisdruck auf den Rohstoffmärkten niht aber mit seiner Verbilligung der Wirtschaftsprüfung auch den Industriestaaten nichts, weil ihre Verkaufsaussichten wieder unter der Kaufkraftverminderung in den Ursprungsändern leiden. Während jedoch normalerweise eine zu starke Warenerzeugung durch nur vorübergehende Kapitalentziehung und darauffolgende Preisabbau unter Erhaltung der allgemeinen Warenaufnahmefähigkeit von vornherein die Keime zu einem neuen Konjunkturanstieg in sich birgt, fehlen heute die Vorbedingungen dazu, denn angelächert der Goldaufspeicherung in Amerika und Frankreich macht auch die Schwächung der Kaufkraft parallel mit dem Sinken der Warenpreise weitere Fortschritte und unterbindet so jede von dieser Seite kommende Produktionsbelebung.

Wie ernst die wirtschaftliche Lage in Deutschland ist, wird nicht nur durch den Ausgang der Wahlen, die ein Aufbäumen verzweifelter Volksmassen gegen Tributlasten und Arbeitslosigkeit darstellen, sondern auch durch die gerade in den letzten Tagen wieder einsetzenden Stilllegungen in der westdeutschen Industrie illustriert. Größere Werke der Vereinigten Stahlwerke sowie des Hösch-Konzerns sind zu Arbeiterentlassungen im großen Stil übergegangen, nachdem die Hoffnungen, daß sich im Ruhrbergbau eine Senkung der Selbstkosten erreichen lassen würde, vorläufig gescheitert sind. In England scheint die Entwicklung ganz ähnliche Bahnen einzuschlagen: Auch hier häufen sich die Arbeiterentlassungen, und man steht dem schmerzlichen Problem der Arbeitslosigkeit ungefähr mit derselben Hilflosigkeit gegenüber wie in Deutschland. Während bei uns aber jede Lohnsenkung in den Eisen- und Stahlindustrien von vornherein als unumgänglich abgelehnt

Tragischer Selbstmord. Kurz vor seiner Abwanderung nach Deutschland, wo er vom 1. Oktober dieses Jahres ab seinen Ruheposten nehmen wollte, hat sich der Superintendent Ernst Klawitter in Kempen in seinem Amtszimmer erschossen. Die Tat ist auf einen Unfall nervöser Ueberreizung zurückzuführen. Klawitter stand im 65. Lebensjahre und erfreute sich bei seiner Gemeinde der größten Beliebtheit.

Neue afrikanische Lufttransportgesellschaft. Hier ist eine Lufttransportgesellschaft in Bildung begriffen, die den Transportdienst zwischen Kapstadt über Windhuk—Johannesburg—Durban—Lorenzo—Marques (Mozambique), mit voraussichtlicher Einbeziehung von Rhodesia und Belgisch-Kongo versehen soll. Dieser Flugdienst zur Ostküste soll der Förderung der geplanten Fluglinie der Imperial Airways Kairo—Kapstadt dienen.

Familientragedie aus Schwermut in Emden.

Im Stadtteil Wolthufen erhängte die annähernd 40 Jahre alte Ehefrau des beim Maschinenbauamt beschäftigten Zeichners Just in Abwesenheit ihres Mannes ihre beiden Kinder, ein 4 Jahre altes Mädchen und einen 6jährigen Knaben, und griff dann selbst zum Strick. Auf Veranlassung des Dienstmädchens, das nach einer Befragung nicht wieder in die Wohnung hineinkonnte, öffneten Nachbarn gewaltsam die Tür und fanden Mutter und Kinder leblos auf. Der Grund zur Tat ist in Schwermut zu suchen.

Wandlungen in der Lebenshaltung.

Im Jahre 1929 wurden in Deutschland pro Kopf der Bevölkerung verbraucht: nur 67 Prozent der Vorkriegszeit von der Roggenmenge, 69 Prozent von der Kartoffelmenge, 74 Prozent von der Baumwollmenge, 74 Prozent von der Biermenge, 75 Prozent von der Bohnenkafeemenge und 79 Prozent von der Weizenmenge. Dagegen 108 Prozent der Vorkriegszeit von der Eiermenge, 121 Prozent von der Buttermenge, 125 Prozent von der Zuckermenge, 130 Prozent von der Teemenge und 600 Prozent von der Kunstseidmenge. Diese Zahlen zeigen deutlich, wie stark in Deutschland, parallel damit übrigens auch in anderen Ländern der Welt, die Lebenshaltung sich umgestellt hat. Diese Umstellung ist für die Erzeugung und für den Absatz von weittragender Bedeutung.

Die Vorgänge im Anschaffungsamt.

Nach umfangreichen Hausdurchsuchungen im Anschaffungsamt der Stadt Berlin und bei der Deutschen Papiermanufaktur G. m. b. H., wo alle Bücher beschlagnahmt wurden, ist auf Antrag der Staatsanwaltschaft gegen die Kaufleute Fritz Lambrinus und Siegfried Lewin ein Bestechungsverfahren eröffnet worden auf Grund des § 12 des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb, der von der aktiven und passiven Bestechung von Angestellten handelt. Gegen Lambrinus besteht der Verdacht, daß er als Procurist des Anschaffungsamtes von seinem jetzigen Kompagnon Lewin von der Deutschen Papiermanufaktur G. m. b. H. durch Gewährung von Vorteilen dazu bewogen wurde, die Gesellschaft bei den städtischen Lieferungen zu bevorzugen.

Vermischtes.

14,6 Millionen hektoliter Bier in einem Vierteljahr. In den Monaten April bis Juni dieses Jahres beliefen sich nach amtlichen Feststellungen die im deutschen Zollgebiet verkauften und steuerfrei abgelassenen Biermengen — Inlandsabfah und Ausfuhr — auf 14,697 Millionen Hektoliter. Gegenüber den entsprechenden Mengen des Vorjahres (15,314 Millionen Hektoliter) ergibt sich eine Abnahme von 0,617 Millionen Hektoliter oder 4 Promille. Zur Bierbereitung wurden in der Berichtszeit verwendet 268 025 Tonnen Malz und 3428 Tonnen Zuderstoffe. Den einzelnen Bierorten nach teilte sich der Gesamtabfah deutschen Bieres wie folgt auf: 13,9 Millionen Hektoliter Vollbier, 614 000 Hektoliter Einfachbier, 62 000 Hektoliter Schankbier und 43 000 Hektoliter Startbier. Die Verstärkung der Nachfrage nach obergärigem Bier hat angehalten.

23 000 stellenlose Schulamtsbewerber. Der preussische Kultusminister hat dem Landtag eine Uebersicht über die Zahl der stellenlosen Schulamtsbewerber in Preußen nach dem Stande vom 15. Mai 1930 zugeleitet. Danach waren insgesamt am Stichtage 23 147 junge Lehrer, oder 21,1 Prozent der in Preußen bestehenden Lehrerschaft ohne Amt. Vorübergehend beschäftigt waren 14 286.

wird, beginnt man in England bereits mit solchen Sentungen, um selbst unter Opfern die englische Industrie auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähig zu machen. Es ist daher anzunehmen, daß der deutsch-englische Kohlenkampf mit erneuter Stärke entbrennen und daß England insbesondere mit starken Preisunterbietungen vorgehen wird. Wenn die Engländer so tun, als wenn Deutschland eine ganz besondere Konkurrenz bezüglich der Kohlenausfuhr für England böte, so trifft das durchaus nicht zu, um so weniger, als die saarländische Ausfuhr in Wegfall kommt. England und Polen haben auf dem Kohlenmarkt immer das Übergewicht, und es wird für Deutschland schwer sein, dagegen anzukämpfen, da eine Senkung der Selbstkosten und damit eine Senkung der Kohlenpreise vorläufig nicht erreichbar zu sein scheint.

Für Geist und Gemüt.

Blutsbande. / Von E. Ch. Fahrenholz.

Ich möcht' in einem alten Schloß als Herrin gehen
Und möcht' einen Sohn, den Erben, haben.
Oft würd' ich mit ihm bei den Ahnenbildern stehen,
Ihr Blut und mein's lößt' nun in diesem Knaben.
Wüß' er heran nach ihren heiligen Geboten,
Verband' ein Strom unlöslich ihn, mich und die Toten.

Humor.

Der Bauer und der Straßenräuber. In später Nacht geht ein Bauer noch durch den Wald über die einsame Heide, einen großen Knotenlock in der Hand, auf der Schulter einen Rucksack, in dem sich unter anderem eine größere Summe Geldes befand. Plötzlich taucht nicht weit von ihm eine Gestalt auf, die nicht gerade den besten Eindruck machte und auch nicht die besten Absichten zu haben schien. „Du hast Geld,“ sagte der Ströck, „und müßt' mir die Hälfte davon geben.“ Der Bauer kratzte sich hinter dem Ohr: „Gut,“ sagte er, „ich will dir die Hälfte geben, aber unter der Bedingung, daß der andere nicht auch noch was verlangt.“ — „Welcher andere?“ fragte der Räuber und drehte sich erstaunt um. „Der da!“ sagt das Bauerlein, schlägt ihn mit seinem Knotenlock über den Kopf und macht sich mit seinem Geld eilrig aus dem Staube.

Wasserspeier. „Deine Stiefel knarren ja so, die sind wohl noch nicht begahnt?“ — „Quatsch, dann müßt' ja der ganze Anzug knarren.“



Unter dem Schleier der Nacht

KRIMINALROMAN VON G. SCHÄTZLER-PERASINI

12. Fortsetzung.

Der Alte hatte, als er mit der Karte zu seinem Herrn hineinging, den Fremden mit ebenso finsternen Blicken gemustert wie sie dem Grafen eigen waren. Nun war dessen Gesicht verändert. Mit einem Ausdruck, der fast etwas Furchtames hatte, starrte er Soden an. Es war in den Gemächern des Grafen sicher etwas Geschehen, das die Mienen des alten Dieners beeinflusste.

„Kommen Sie!“
Mit einem stillen Lächeln war Herr von Soden dem Diener gefolgt. Es ging durch zwei große Zimmer, in denen gedämpftes Licht herrschte, bis an die Schwelle eines dritten.

Hier gab der Diener Soden ein Zeichen, zu verharren, und ging in das dritte Gemach. Man hörte ein kurzes Murmeln, dann erschien der Diener wieder.

„Treten Sie ein!“ jagte lediglich seine Handbewegung. Er ließ Soden an sich vorüber in das Zimmer treten. Dann schloß er die Tür. Der Boden war überall mit Teppichen belegt, so daß der Tritt eines Menschen keinen Laut von sich gab.

Herr von Soden blieb nach dem Ueberschreiten der Schwelle zunächst stehen. Er sah sich um, denn sein Auge mußte sich erst an das starke Halbdunkel des Raumes gewöhnen.

Nun stand von Soden dem Grafen Mathias Bogathy gegenüber. Dieser hatte eine große, hagere Figur. Aus dem Dunkel trat ein bleiches Gesicht mit großen, tiefliegenden Augen hervor, ein fast erschreckend mageres und ediges Antlitz, dem der starke, weißgraue Schnurrbart über der Oberlippe auch kein freundlicheres Aussehen verlieh. Und dieser alte, gebrochene Mann, diese Ruine eines Menschen, war einst der stolteste Kelter-Offizier Ungarns.

Graf Bogathy war in ein dunkles Samtkleid gehüllt, eine Art Schlafrock. Er atmete schwer, den Oberkörper weit zurückgelehnt, das Gesicht nach der Tür gerichtet, wo Soden stand.

Endlich wurde das unheimliche Schweigen gebrochen. „Wie — helfen Sie?“ Klang es rauh vom Lehnstuhl herüber.

„Soden, Herr Graf!“ antwortete der Gefragte. „Eine Pause entstand, dann sprach der Graf mit heiserer Stimme, durch welche man deutlich die furchtbare Erregung durchklingen hörte, welche den Körper des kranken Grafen durchwühlte.“

„Wie kommen Sie hierher, Herr? Was wollen Sie von mir? Wenn Sie hoffen, irgendeine Erpressung ausführen zu können, so irren Sie sich!“

Der letzte Ton kam beinahe pfeifend über die Lippen des Grafen.

Soden ließ sich durch diesen leidenschaftlichen Ausbruch nicht beirren. Er wartete eine Weile, um dann zu antworten:

„Herr Graf, ich habe es nicht nötig, Erpressungen zu versuchen. Meine Absicht war, Sie von dem Schicksal zweier Personen zu unterrichten, die Ihnen am nächsten im Leben stehen. Meine Karte nannte die Namen dieser Personen. Wenn der Herr Graf jedoch wünschen, daß ich schweige, so ziehe ich mich zurück!“

Bogathy streckte den hageren Arm aus.

„Bleiben Sie —!“

Dann gab er sich einen Ruck und stieß hastig hervor: „Sie nannten eine Lucie Grannier; es ist meine tote Gemahlin. Sie starb in Paris im Jahre 18.. und liegt dort begraben. Ein Kind hatten wir nie — nie! Was wollen Sie also?“

Herr von Soden, den es gar nicht zu beleidigen schien, daß ihm nicht einmal ein Stuhl zum Sitzen angeboten wurde, lächelte fein.

„Um Vergebung, Herr Graf!“ sagte er. „Ich muß Sie auf einen Irrtum aufmerksam machen. Ihre Frau Gemahlin, eine geborene Grannier, aus einer schwedischen Musikersfamilie stammend, starb nicht im Jahre 18., sondern erst — vier Jahre später!“

Bogathy starrte den Sprecher mit seinen tiefstehenden Augen unheimlich an.

„Sie — haben ja den Verstand verloren!“ leuchtete er.

Soden blieb ganz ruhig. Er war seiner Sache ganz sicher.

„Ich habe ganz genaue Erkundigungen eingezogen, und zum Teil habe ich meine Nachrichten auch von erster und einwandfreier Seite. Ihre unglückliche Gemahlin, die rechtmäßige Gräfin Bogathy, starb nicht in Paris, sondern in Kopenhagen an völliger Entkräftung, vier Jahre nach dem von Ihnen angegebenen Datum.“

Mathias Bogathy sank ganz in sich zusammen. Nur seine Blicke schienen ein vermehrtes Leben auszustrahlen.

„Sie Dämon!“ flog es über seine Lippen. Was veranlaßt Sie, mich mit diesen wahnsinnigen Anklagen zu quälen?“

„Nur der Wunsch, einer mir nahestehenden Person zu ihrem Rechte zu verhelfen und Ihnen einen Strahl Sonne in ihr trübes Dasein zu bringen!“

„Von wem reden Sie denn?“

„Von Ihrer Tochter!“

„Von meiner —? Hahaha!“

Es war ein trockenenes, heiseres Auflachen, das sich peinlich anhörte.

„Ich habe keine Tochter, keinen Sohn, keinen Erben!“

„Sie irren sich abermals! Gräfin Bogathy gab einem Kinde das Leben, vier Monate später, nachdem sie von Ihnen in Paris nach einer furchtbaren Szene verstoßen und verlassen wurde. Dieses Kind ist das Ihrige und auf den Namen der Mutter in den Registern eingetragen.“

Der Graf hatte sich wieder Registorgerichtet und rang nach Worten:

„Wenn Sie denn schon das Geheimnis meines Lebens kennen, so werden Sie auch wissen, weshalb ich meine Gemahlin verließ, die ich der Armut entriß, die mir mehr war als die Welt!“

„Sie glaubten sich betrogen!“

„Glaubte? Ich ward betrogen, schmachvoll hintergangen!“ leuchtete Mathias Bogathy. „Ein halbes Menschenalter hindurch blieb mein Mund über jene Vorgänge verschlossen! Sie haben aber bereits den Schleier von dem Geheimnis gerissen. Was hätte mir Ihnen gegenüber mein Schweigen. Ja, ich wurde betrogen, jämmerlich betrogen. Ich vergötterte mein junges Weib und sah ein neuer Mensch geworden zu sein. Ich glaubte, daß dieses Glück ewig währen würde. Aber eines späten Abends, als ich früher als sonst aus dem Klub zurückkehrte und das Schlaggemach meiner Gattin betrat — fand ich dort einen jungen Mann. Ich war erst wie vom Donner gerührt, dann bestiel mich eine wahre Raserei. Mein südländisches Blut benahm mir jeden Funken von Mäßigung. Als ich mich auf den Menschen stürzte, einen elegant gekleideten Mann mit verlebten Gesichtszügen, entfloß er durch das Fenster. Er entkam. Meine Wut lehrte sich gegen meine Gemahlin. Ich wollte den Namen dieses Elenden wissen, ich beschimpfte Lucie mit den schmachvollsten Worten. Als ich keine Antwort von ihr bekam, so wußte ich sie auch anstrie, als sie mich nur immer mit dem tobleichen, schuldbollen Gesicht anstarrte, das in den Nächten noch jetzt vor mir auftaucht, da hieß ich sie eine Dirne, welche mein Haus noch in derselben Nacht zu verlassen habe. Und sie ging eine Viertelstunde später aus der kleinen Gartenvilla, die Lippen trotzig aufeinandergebissen, ohne Mittel, so wie sie einst als arme Musikerin zu mir gekommen.“

Der Graf hatte seine Rede mehrmals unterbrochen, denn das schwere Köcheln seiner Brust benahm ihm häufig den Ton und die Kraft.

Soden hörte geduldig zu. In diese längere Pause hinein jagte er nun ruhig:

„Ihre Gemahlin ging im Gefühl einer Unschuldigen, der von dem Manne, den sie allein liebte, furchtbare Schmach angetan wurde; sie ging sogar mit einem Geheimnis auf den Lippen, das Ihnen möglicherweise noch in derselben Nacht anvertraut worden wäre und sie zum glücklichsten Manne gemacht hätte.“

„Sie meinen — das Kind? Wenn es wirklich wahr wäre, was geht es mich an? Der Andere —“

„Nein!“ sprach Soden fest.

„Sie geben sich vergebliche Mühe, mir einen anderen Glauben beizubringen.“ sprach Graf Bogathy leise auf. „Jener Mensch war nicht das erste Mal im Schlaggemach meiner Frau; ich weiß es von einem Diener, daß der Elende seit unserer Anwesenheit in Paris in der Villa heimlich verkehrt, stets bei geschlossenen Türen mit der Gräfin. Wer dürfte sich dies erlauben?“

„Einer vielleicht doch, einer, der unter keinen Umständen die eheliche Treue der Unglücklichen verletzen konnte —“

„Einer? Wer —?“

„Der Bruder!“

Eine Pause entstand wieder, schwer und bang. Selbst das Köcheln des Grafen schien auf Sekunden aussetzen zu wollen.

„Was sagen Sie da?“ Klang es endlich vom Stuhle her.

„Lucie Grannier hatte keine Eltern mehr, auch keinen Bruder!“

„Sie verschwiegen Ihnen den letzteren Umstand nur, denn ihr Bruder, etwa acht Jahre älter als die Schwester, war ein verkommenen Mensch, völlig von der Bahn der Rechtlichkeit abgewichen, mit Gefängnis bestraft, kurz, eine Persönlichkeit, deren Existenz niemandem bewußt war, denn erstens war er längst verschollen und dann hatte die Gräfin auch alle Spuren hinter sich verwischt. So glaubte sie wenigstens! Hier in Bogathy war sie sicher. Aber in Paris fügte es der Unglückszufall, daß Gräfin Bogathy von dem längst verschollenen Bruder entdeckt und erkannt wurde. Der Mensch befand sich wieder in einem solchen Zustande von Verkommenheit, daß Ihre Gemahlin es nie und nimmer gewagt hätte, Ihnen den nahen Verwandten zuzuführen. Sie hatte sich vergeblich verleugnet. Von da an war es ihre größte Sorge, den verkommenen Menschen zu unterstücken, ihm den nötigen Lebensunterhalt zu geben und ganz besonders zu veranlassen, daß er sich Ihnen niemals offenbarte. Er versprach alles, doch er quälte im Geheimen die Gräfin immer mehr um Geld. Bei dem Leben, welches er nun führte, reichten die Ersparnisse des Adelsgeldes seiner Schwester nicht lange. Mächtigerweise, ganz im Verborgenen, kam die Gräfin mit dem Bruder zusammen. Nur der Diener wußte darum, aber es blieb ihm unbekannt, um wen es sich bei dem nächtlichen Gast handelte. In jener einen Nacht wollte der Mensch wieder Geld. Er blieb etwas länger, weil ihm die Schwester unter Tränen den Eid schwur abrang, daß er Paris verlassen wolle. Sie gab ihm zu diesem Zweck noch den letzten Rest Geld und einen Teil ihres Schmuckes. Gerade jetzt drangen Sie ein. Das Uebrige wissen Sie ja selbst!“

Wie ein Totkranker lag der Graf in dem Stuhle. Und doch schien ihn eine innere Flamme zu beleben, seine Hände zuckten, er richtete den hageren Kopf immer wieder empor.

„Wenn es wahr wäre, was Sie da sagen — wenn ich um eines Phantoms willen ein ganzes Menschenleben vernichtet hätte —“

Er kam nicht weiter, sondern schrie halblaut auf:

„Die Hölle spricht aus Ihnen! Es ist ein Roman, den Sie dem alten Grafen Bogathy erzählen. Man hält mich bereits für schwachsinzig. Aber noch kann ich mich an alles erinnern! Weshalb sprach meine überraschte Gemahlin nicht?“

„Sie kam nicht dazu! Und dann, nachdem Sie ihr jene entsetzlichen Schmähungen ins Gesicht schleuderten, verschloß ihr Frauenstolz ihr den Mund. Sie ging lieber schweigend in das Elend, in den Tod!“

„Ihr Bruder, jener Mensch, er wäre später sicher an mich herangetreten und hätte mir alles enthüllt!“

„Wahrscheinlich,“ nickte Soden. „Aber er geriet in der folgenden Nacht schon, da er mit dem Gelde seiner Schwester seine alten Gesellschafter aufsuchte, mit gleichgesinnten Kumpanen in Streit und erhielt einen Messerschnitt. Ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, farb er im Hospital.“

Ihre Gemahlin, welche sofort ihren Mädchennamen wieder

angenommen hatte und Paris auch noch in derselben Nacht verließ, um ihr Brot wieder irgendwo in einer Damenkapelle zu suchen, erfuhr erst viel später davon. Sie galt da bereits für tot. In Wien gab sie einem Kinde das Leben, Ihrem Kinde, und nannte es Elia. Von all dem erzählten Sie freilich niemals etwas.“

„Und — Sie? Von wem wollen Sie diese Kenntnis haben, jetzt nach all den Jahren?“ preßte Graf Bogathy hervor.

„Ich lernte in Kopenhagen einst eine junge Frau kennen, welche bei einer Damenkapelle engagiert war, aber zurückbleiben mußte, als die Gesellschaft weiterzog. Die Ärmste war Mutter eines dreijährigen süßen Mädchens. Aber der Tod hatte sich bereits in ihre Brust eingeschlichen; Gram, Sorge, aber auch der — Hunger laßen wohl das meiste dazu. Ich sah gleich, daß hier keine Rettung mehr möglich war, auch wenn die Unglückliche beste Pflege genossen hätte. Nach fünf Tagen war sie tot. Sie sprach nur wenig bis kurz vor ihrem traurigen Ende. Als sie aber fühlte, daß sie sterben mußte, teilte sie mir ein Kapitel aus ihrem Leben mit. Nur Namen wollte sie nicht nennen. Mit größter Mühe gelang es mir sogar nur, ihren eigenen zu erfahren, denn sie spielte seit zwei Jahren auch in der Damenkapelle unter einem angenommenen Hütten sie mir den Namen Bogathy genannt, ich wäre längst auf die Fährte gekommen. So aber übergab sie mir nur einen Zettel, den sie kurz vorher schrieb, und bat mich, denselben mit ihrem Kinde dem Manne zu bringen, welchen sie verließ. Sie hatte auf dem Papier abermals keinen Namen genannt, ich drängte jedoch in sie, mir zu sagen, wie ihr Gatte hieß, da ich sonst den letzten Willen einer Sterbenden ja nicht erfüllen könne. Sie zögerte, ich drängte, denn schon ging es zu Ende. Da, als sich ihre Lippen öffneten und einige Laute darüber glitten — schnitt der unbarmherzige Tod alles weitere ab. Ich sollte aus diesem Munde nichts mehr erfahren.“

Graf Bogathy bewegte die Rechte.

„Der Zettel —! Haben Sie ihn noch?“

„Ja. Ich bewahrte denselben immer auf, da er so ziemlich das einzige Dokument der Toten bildete. Mit dem Kinde ging ich nach London und Paris, immer die fast gänzlich verwischten Spuren verfolgend, welche ich bald da, bald dort zu finden glaubte. Schließlich war ich nur noch auf Vermutungen angewiesen. Ausschreibungen blieben erfolglos. Nach einigen Jahren verlor ich jeden Anhalt und gab das Suchen auf — bis in die letzte Zeit. Ein Zufall oder vielleicht das Schicksal führte mich noch einmal nach Paris, wo ich mit einem Manne bekannt wurde, der zur Zeit jener Katastrophe in der Villa bei dem Grafen Bogathy diente. Er kam auf die Sache zu sprechen, wie man eben dergleichen erzählt. Mir fiel mancherlei auf, ich ließ mir die junge Gräfin Bogathy beschreiben und reiste nach Ungarn. Aber es gibt hier mehrere Inhaber Ihres Namens, so daß ich mich noch einmal irrte. Schließlich gelang es meinen unausgesehen Bemühungen, das Ziel zu erreichen. Und — so stehe ich heute hier, Herr Graf!“

Soden hatte währenddem seiner Brusttasche ein Portefeuille entnommen, welches er umständlich öffnete und aus dem er nach längerem Suchen ein Blatt zog.

„Hier ist der Zettel, Herr Graf!“ jagte er.

„Dabei mußte er ganz nahe an Bogathy herantreten.“

„Licht!“ röhete dieser. „Ich kann nichts sehen!“

Die hageren Hän — hielten den Zettel fest.

Soden ging um den Lehnstuhl herum und zog die eine Gardine zur Seite.

Sofort flutete helles Licht in den düsteren Raum. Die Helle tat dem Grafen wohl wehe, denn er griff nach den Augen und schloß sie leise.

„Ich kann nicht lesen! Die Buchstaben sind von der Hand meines Weibes, ich lese es! Aber sie tanzen mir vor den Augen auf und nieder. Lesen Sie mir vor!“

Herr von Soden kam dem Wunsche des Grafen nach. Er glättete etwas umständlich das Papier und begann halblaut, aber deutlich zu lesen:

„Wenn mein mir rechtmäßig vor Gott und dem Gelebe angetrauter Gatte diese Zeilen erhält, lebe ich nicht mehr. Ich genöthigt einst viel Glück, aber die Schmerzen und Qualen eines verlorenen Lebens haben es mich vergessen gemacht. Ich habe schuldlos gelitten, vor Gott schwöre ich es, von dem ich hoffe, daß er mir die ewige Seligkeit zuteil werden läßt. Der Welt gegenüber jagte mich mein Gatte tot, ich litt es, denn ich wollte lieber im Elend sterben als zu ihm zurückzukehren, der mich für eine Verworfenen halten, mich mit Schmähungen überhäufen konnte, vor denen ich heute noch erzittere. Dennoch komme ich, eines Sterbenden, mit einer Bitte. Ich habe ein Kind, mein süßes Mädchen, die Tochter meines Gatten, sein Blut. Daß es wirklich das meine ist, daran zu zweifeln, wäre das größte Verbrechen, das geschehen könnte. Elia ist es getauft, Elia Grannier. Es soll und darf nicht im Elend untergehen, darf nicht in den Sumpf der Armut, des Alters geraten, denn es ist aus edlem Stamme. Und doch kann es nur einer retten, der Vater. Er nehme es bei sich auf, ich flehe ihn mit dieser letzten Bitte darum an. Mit dem tröstlichen Gedanken, daß mein Kind wenigstens glücklich wird, schließe ich die Augen zum ewigen Schummer.“

Hier brach Soden ab.

Eine Unterschrift fehlte. Es hatte den Anschein, als scheute sich die sterbende Gräfin, noch im letzten Augenblick ihren Namen zu verraten, ebenso fand sich an keiner Stelle derjenige des Grafen Bogathy. Möglich auch, daß sie gegen Soden, welcher in jenen Tagen bei ihr weilte, ein gewisses Mißtrauen hegte. Der Mann, welcher in dem Leben Elia Granniers noch so eine wichtige Rolle spielen sollte, sagte sich dies selbst. So eine wichtige Rolle spielen sollte, sagte sich dies selbst. So eine wichtige Rolle spielen sollte, sagte sich dies selbst.

„Ich habe kein Recht, auf diesem Papier stehen, hätte ich damals schon zum Ziele gelangen lassen, nach dem er jetzt jahrelang mühsam gestrebt hatte. Aber den Preis wollte er sich schließlich doch nicht entgehen lassen.“

Hier brach Soden ab.

Eine Unterschrift fehlte. Es hatte den Anschein, als scheute sich die sterbende Gräfin, noch im letzten Augenblick ihren Namen zu verraten, ebenso fand sich an keiner Stelle derjenige des Grafen Bogathy. Möglich auch, daß sie gegen Soden, welcher in jenen Tagen bei ihr weilte, ein gewisses Mißtrauen hegte. Der Mann, welcher in dem Leben Elia Granniers noch so eine wichtige Rolle spielen sollte, sagte sich dies selbst. So eine wichtige Rolle spielen sollte, sagte sich dies selbst.

„Ich habe kein Recht, auf diesem Papier stehen, hätte ich damals schon zum Ziele gelangen lassen, nach dem er jetzt jahrelang mühsam gestrebt hatte. Aber den Preis wollte er sich schließlich doch nicht entgehen lassen.“

Hier brach Soden ab.

Eine Unterschrift fehlte. Es hatte den Anschein, als scheute sich die sterbende Gräfin, noch im letzten Augenblick ihren Namen zu verraten, ebenso fand sich an keiner Stelle derjenige des Grafen Bogathy. Möglich auch, daß sie gegen Soden, welcher in jenen Tagen bei ihr weilte, ein gewisses Mißtrauen hegte. Der Mann, welcher in dem Leben Elia Granniers noch so eine wichtige Rolle spielen sollte, sagte sich dies selbst. So eine wichtige Rolle spielen sollte, sagte sich dies selbst.

„Ich habe kein Recht, auf diesem Papier stehen, hätte ich damals schon zum Ziele gelangen lassen, nach dem er jetzt jahrelang mühsam gestrebt hatte. Aber den Preis wollte er sich schließlich doch nicht entgehen lassen.“

Hier brach Soden ab.

Eine Unterschrift fehlte. Es hatte den Anschein, als scheute sich die sterbende Gräfin, noch im letzten Augenblick ihren Namen zu verraten, ebenso fand sich an keiner Stelle derjenige des Grafen Bogathy. Möglich auch, daß sie gegen Soden, welcher in jenen Tagen bei ihr weilte, ein gewisses Mißtrauen hegte. Der Mann, welcher in dem Leben Elia Granniers noch so eine wichtige Rolle spielen sollte, sagte sich dies selbst. So eine wichtige Rolle spielen sollte, sagte sich dies selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltung - Wissen - Kunst

Der Philosoph Schelling.

Von Prof. Dr. C. Fries (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Es gehörte oder gehört zu den Selbstverständlichkeiten philosophischer Einstellung, von den Vertretern der romantischen Metaphysik im Ton der Geringschätzung zu reden. Hegel war und ist für viele das rote Tuch, Schelling galt als ganz abgetan. Unterdessen hat sich im deutschen Denken neuester Zeit eine Wandlung vollzogen. Der flache Positivismus und Mechanismus der vorigen Generation, der auf Darwins und Hädels Schultern alle Weltkränkel aus nichtslagenden Begriffen wie: Kraft und Stoff, ableiten wollte, erhielt einen kräftigen Stöß, als Hans Driess und die Neovitalisten zeigten, daß viele Naturtatsachen weder durch Zuchtwahl noch durch den Kampf ums Dasein, noch durch die natürliche Auslese oder eines der anderen modernen Schlagworte zu erklären sei, sondern zur Annahme einer a priori schen Intelligenz nötige. Gewiß ist der alles mit Chemie und Physik erklärende Standpunkt noch weit verbreitet, da das Gesetz der Beharrung in der Wissenschaft am strengsten befolgt wird. Die wenigen aber, die sich heute schon zur neuen neovitalistischen Ansicht durchgerungen haben, empfinden vielmehr keine Neigung, zum Mittel ins alte romantische Land, wissen sich jener Metaphysik gegenüber, die sie gewohnheitsgemäß ablehnen und nach ihrem neuen Standpunkt eigentümlich auch wieder nicht ganz verwerfen können, in einiger Verlegenheit, besonders einem Manne wie Friedrich Wilhelm Joseph Schelling gegenüber, der am 20. August 1854 starb und dessen Ruhm einst die Welt erfüllte. Im Tübinger Stift durch Hegels und Fichtes Freundschaft beglückt, studierte er von 1769 an in Jena und Jena Philosophie. Im Jahre 1798 verschaffte ihm Goethe eine Professur für Philosophie in Jena, wo er neben Fichte wirken konnte. Hier lernte er im Jahre 1803 auch Caroline Schlegel kennen, die, von August Wilhelm Schlegel geschieden, dem jungen Philosophen ihr Herz schenkte und ihm nach Würzburg folgte. Als sie 1809 starb, heiratete Schelling ihre jüngere Freundin Pauline Gotter. Im Jahre 1816 wurde er Generalsekretär der Münchener Akademie der Wissenschaften, 1820 bis 1826 lehrte er in Erlangen, dann in München, bis ihn Friedrich Wilhelm IV. gleich nach seiner Thronbesteigung nach Berlin berief. Es war nur noch eine Nachblüte. Stürme und die Feindschaften einer neuen Zeit lähmten seinen Willen, und halbvergessen und von Jüngeren überstrahlt lebte er in tiefer Stille. Er starb 1854 zu Raasd in der Schweiz.

Wenn man heute die Systeme jener von Frau von Staël bewundernden und im Ausland propagierten Philosophen überdenkt, so scheint durch das Gestrüpp wissenschaftlicher Behauptungen doch gerade jetzt wieder eine Fülle von aufbrechenden, fördernden Gedanken hervorzuquellen, die, wenn nicht eine Renaissance, so doch eine neue Beachtung ihrer Weltbilder an die Hand geben. Wie den Romantikern die Verstandesmäßigkeit der Nationalisten als flache Nüchternheit erschien, so mutet uns neuromantisch Einzelstellen der mechanistischen Standpunkt als fecht und kalt an; dagegen aus dem Trümmerhaufen der alten Romantik schürte man vielmehr Goldkörner hervor. Schelling und Fichte sind die beiden sich ergänzenden Widersacher. Fichte lehrt, das Nicht-Ich, das heißt die Natur, sei als ganz von der Geisteswelt getrennt aufzufassen. Für Schelling ist die Natur dem Geist gleichgeordnet und strebt schließlich nach völliger Identität mit ihm. Diese „Identitätsphilosophie“ besteht durch ihr Einmünden in die völlige Einheit des Weltganzen, ohne die eine erfahrungswissenschaftliche neu. Metaphysik meines Erachtens nicht auskommt und die ich ihr zur Unterbelege und vorausschicke. Die Unterschiedlichkeit beider Gebiete, Natur und Geist, zu erkennen, erfordert geringeren Weltbild, als die Einheit zu erkennen. Auf diesem Wege gab Schelling 1797 schon seine „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ heraus. Im nächsten Jahre erschien das Buch „Von der Weltseele“. Mit einem einzigen Begriff, wie Weltseele, könnte man heute Schellen von Mechanikern verjagen. Ferner seien genannt das „System des transzendentalen Idealismus“, der „Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“ und die im „Kritischen Journal der Philosophie“, das er mit Hegel herausgab, niedergelegten Abhandlungen. Für Schelling bedeutet Naturphilosophie die Entwicklung der realen Natur zum Geist als dem Idealen. Die materielle Natur entfaltet sich zu immer höherer, reinerer Geistigkeit. Das heißt sich mit den Ergebnissen der Biologie. Alles strebt zum Geist, räumt dem Geist immer mehr Spielraum ein, beugt sich seiner Herrschaft. Aber wer setzt den Entwicklungsengang in Bewegung? Fichte stellt das Ideale, den Geist, voran, und läßt aus ihm das Nicht-Ich, das Objekt, die Materie, die Natur, hervorgehen. Er betont besser als Schelling das Primat agens, verabsäumt aber wieder, das Wohin zu berücksichtigen. Welche sehen einen Zeit; aus ihrer Kombination könnte das Nichtigste sich ergeben. Die heutigen Mechanisten würden hierin den Weg Schellings vorziehen, während die Neovitalisten hierin doch mehr zu Fichtes Transzendentalphilosophie stehen würden. Für Schelling ist der Künstler eine Synthese von Natur und Geist. Die Welt ist ihm ein Kunstwerk, in dem Gott sich selbst gestaltet hat. Das sind wohl leere Worte, und doch liegt in diesem geistigen Wortspiel eine Frische, die nach all unserer mechanistischen Dürre wie frische Kühlung wirkt. Auf die abstrusen Einzel-

heiten der Schellingschen „Philosophie der Anthropologie und der Erfahrung“ mit ihrer Causa materialis, efficiens und finalis usw., einem Wust von willkürlichen Auffstellungen und halbreligiösen Phantasien, einzugehen, erübrigt sich. Das ist wirklich Schutt der Vergangenheit. Keinem Materialisten aber gibt es ein Recht, über die naturphilosophischen Grundgedanken Schellings hinwegzugehen und ihre Bedeutung zu übersehen. Es wird gewiß noch eiliger Zeit bedürfen, ehe man hier wieder gerechter wird; niemand aber schlage die Schellingschen Wegweisungen in den Wind. Et hic dei sunt.

Ein Spiel für Vierundzwanzig.

(Nachdruck verboten.)

Zwölf Mann auf jeder Seite gehören zu einer vollständigen Schlagball-Partie. Die eine Hälfte ist die Malpartei, die andere die Feldmannschaft. Zur Ausrüstung des Schlagball-Spielers gehört nichts weiter als das schlanke federnde Schlagholz und ein Ball, abgesehen von einer sicheren Hand und ein Paar flinken Beinen, die auch leber mitbringen muß. Zu Beginn des Spiels wird ausgelost, welche Partei ins Mal kommt, und dann darf und muß jeder Spieler der Malpartei einmal den Ball schlagen, bevor er laufen kann.

Die Kunst des Abschlags will verstanden sein, und nicht jeder beherrscht sie so, daß er für einen sicheren Schlag garantieren kann. Der Unkundige steht mit Staunen das Schlagholz — es hat höchstens vier Zentimeter Durchmesser — und kann es nicht begreifen, wie man mit einem so schlanken Stab den kleinen Ball so genau am Äquator zu treffen vermag, daß er in hohem Bogen über die Köpfe der Gegenspieler und oftmals bis über die Grenze des Spielfeldes (65 Meter) fliegt. Der Kundige wiegt prüfend in der einen Hand das Holz, in der anderen den Ball, schwingt pendelnd beide Arme vor, holt weit nach hinten aus — und verfehrt der in der Luft schwebenden Kugel einen so eleganten und sicheren Schlag, daß sie mit frohlichem Schuß als „Kerze“ hoch emporsteigt.



Der gute Schläger, die Stärke der Mannschaft.

Auf so eine „Kerze“ Nummer warten hinter der Malle die springbereiten Kameraden, um sofort nach dem Schlag ins 60 Meter entfernte Laufmal zu sprinten. Noch einmal die 60 Meter zurück — und für jeden Lauf ist ein Punkt gewonnen. Uebersteigt der Ball die Spielfeldgrenze, so zählt auch der Weitschlag einen Punkt. Wehe aber, wenn der Ball vom Gegner mit einer Hand aus der Luft gefangen wird! Dann hat der Gegner nicht nur den Punkt, sondern auch die Möglichkeit, einen Läufer „abzuwerfen“. Von Hand zu Hand fliegt dann der gefangene Ball, schneller als der fliegende Läufer; der Ausgewählte wird eingekreist und mit kräftigem Schuß ereilt ihn die „tödtliche“ Kugel, wenn er nicht rechtzeitig das schützende Schlaumal erreicht. Ist ein Läufer getroffen, so führen die Fänger ins Schlagmal, um das Schlagrecht zu bekommen, die Schlagpartei aber eilt ins Feld, um vielleicht durch Abwurf eines Gegners die Scharte wieder auszuweihen. Die Schlagpartei ist stets die begehrte Seite, denn im Mal kann man mehr Punkte machen als im Spielfeld. Die guten

Schläger werden bis zum Schluß aufgespart, so daß dann oft eine ganze Rote von Läufern auf einmal losbricht.

Im Schlagballspiel, das heute die Jugend beider Geschlechter mit Begeisterung spielt, wird stets die Mannschafft siegen, die außer schnellen Läufern auch gute Schläger besitzt: „Gut geschlagen ist halb gewonnen!“ Ma.

Ma. Aus einer alten Hochzeitordnung. Die hohe Obrigkeit kümmerte sich früher um sehr viel mehr Dinge als heutzutage. So war zum Beispiel die Art der Bewirtung bei Hochzeiten überall durch sogenannte Hochzeitordnungen geregelt. Die Magdeburger Hochzeitordnung vom Jahre 1544, die als Normalordnung angesehen werden kann, bestimmte, daß zu Patrizierhochzeiten nicht mehr als 72 Personen, zu sogenannten Innungs- oder Kaufmannshochzeiten nicht mehr als 60, zu Hochzeiten der gemeinen Bürger nicht mehr als 40, zu Hochzeiten von Bedienten und Tagelöhnern nicht mehr als 18 Personen geladen werden durften, einschließlich sämtlicher Familienmitglieder. Jede diese Zahlen überschreitende Person war unter empfindliche Strafe gestellt. Der Pfarrer, der die Trauung vollzogen hatte, durfte geladen werden, aber nicht der Schulmeister oder Kantor; diesem durfte nur ein Trinkgeld, und zwar ein halber Gulden, gegeben werden. Die Kränze, die von Braut, Bräutigam und Brautführern getragen wurden, durften bei Patriziern nicht über einen Gulden, bei Innungsangehörigen und Kaufleuten nicht über einen halben Gulden, bei gemeinen Bürgern nicht über einen viertel Gulden und bei Diensthöfen nicht über dreiehalb Groschen kosten. Am Hochzeitstage durften den Gästen nur zwei Mahlgelien, eine mittags und eine abends, zu je drei Gerichten, gegeben werden. Süßer Wein war dabei nicht erlaubt, ebensowenig Konfekt, Marzipan und dergleichen Süßigkeiten. Ein Ertragerichthi Fische oder Krebs bedurfte der Erlaubnis des Bürgermeisters. Um 2 Uhr hatte sich das Brautpaar auf das Glöckhaus zum Tanze zu begeben; um 6 Uhr mußte der Tanz beendet sein. Schießen, Feuerwerk und sonstige Belustigungen waren verboten. Die Hochzeitsgesellschaft sollte früh „auseinandergeben“. Feinschmack aber durfte die Hochzeit bis in den nächsten Tag hinein, das heißt über Mitternacht dauern. Man sieht, die hohe Obrigkeit war dazumal Jinterher!

Wiener Rezepte.

Marillenkübel von Germelg. In 60 Gramm abgeriebener Butter werden zwei Eibotter und ein ganzes Ei, 40 Gramm gestobenen Zucker und 5 Gramm Salz nach und nach verrührt und dieses mit 1/2 Liter Mehl und 30 Gramm in 1/2 Liter lauer Milch aufgelöster Germ zu einem Teig gerührt und mit noch etwas lauer Milch vermischt, so lange fein abgeschlagen, bis er sich vom Löffel löst. Dieser Teig wird nun mit warmer Serviette bedeckt an einen warmen Ort gestellt. Dort bleibt er stehen, bis er um den dritten Teil höher geworden ist. Sodann werden von dem Teige mittels eines mit Mehl bestäubten Glöckels Häufchen ausgeknetet, auf ein mit Mehl bestäubtes Brett gelegt, die man mit den bemehlten Fingern voneinander teilt, hierauf mit reifen Marillen belegt; der Teig wird gleichmäßig darüber verteilt und mit den bemehlten Händen auf runde Knödel gerollt, die man auf ein mit Mehl bestäubtes Brett legt, mit erwärmtem Tuch bedeckt und an einem warmen Ort so lange liegen läßt, bis die Knödel etwas größer geworden sind. Sodann werden sie in kochendem Salzwasser 10 Minuten lang gekocht. Mit dem Seiber herausnehmen und in mit Butter goldbraun geröstete Semmelbrösel einwälzen und folgende mit Zucker bestreut auf den Tisch tragen.

Gefüllte Gurken. Schöne, große und feste Gurken werden geschält, in der Mitte durchgeschnitten, vorsichtig mit einem Messer ausgehöhlt, mit durch die Fleischmaschine getriebenem Schweine- oder Kalbfleisch, das man mit Ei, Salz, Pfeffer, feingehackten, gerösteten Zwiebeln und Speck gut durchgemischt hat, gefüllt, sodann mit dünn geschnittenen Speckblättern umwunden, in eine flache Kasserolle gelegt, so daß das gefüllte Ende gegen die Wand der Kasserolle zu liegen kommt, mit einem Eßlöffel Schmalz und etwas Windsuppe begossen in die heiße Röhre geschoben und zugebedet gedünstet, bis sie weich sind. Zum Schluß mit einigen Eßlöffeln lauren, bicken Rahm, den man mit etwas Paprika verrührt hat, begossen. Auf einer Schüssel anrichten, mit ganzen Kartoffeln oder gedünstetem Reis servieren!

Märchenblau.

Von Hugo Salus.

(Nachdruck verboten.)

Der Waldschin des Himmels leuchtet blau, Daß deine Augen jedes Leid vergessen, Sie tauchen in das Blau in seliger Schau Und trinken Trost und Sonnen unermessen.

Da jubelst du: O Himmel märchenblau! Und widerrufst dies Wort gleich ohne Säumen: Solch Blau lacht niemals über Märchen Au, Solch Blau kann selbst das Märchen nur erräumen!

Alma Brands erste Stelle.

Von Bert Schiff.

(Nachdruck verboten.)

Sie war die Tochter eines Dorfschullehrers; er hatte ihrer vier. Sie wurde nummehr sechzehn Jahre alt und mußte in die Stadt, um Geld zu verdienen, wiewohl sie lieber zu Hause aehleben wäre.

Der Vater wollte sie in einen Haushalt schicken; die Mutter aber strebte höher hinauf. Deshalb kam sie als angehende Verkäuferin in ein Modengeschäft. Die Mutter präbte Bekannten gegenüber, eitel, dumm und großspurig: „Alma ist Privatsekretärin.“ Sie berauschte sich selbst an der dunklen Pracht des Wortes.

Vier Wochen lebte nun Alma wie in einem Blumengarten zwischen den Strümpfen und Blusen aus Seide und Trama, aus zartem Crépe de Chine, leuchtendem Costenne und buntem Joulard. Sie ahnte die langzillianten Redefloskeln, die martirierte Warenkenntnis und stets freundlich-lächelnde Dienstbescheidenheit der Verkäuferinnen nach. Und alles gefiel ihr wohl. Aber furchtbar waren die Sonntage. Da sah sie allein zwischen den vier Wänden, wie ein gefangener Vogel, hinter ihren Scheiben.

Als sie diese Ausgeschlossenheit inmitten der vollreichen Stadt nicht länger aushalten konnte, eilte sie auf die Straße, mischte sich unter die sonntäglichen Spaziergänger. Aber ihr schien es, als würden lästige Blicke sie inquirierend fragen: „Warum gehst du so mütterleerellen?“

Es wurde rot im Gesicht, rannte hastig weiter, um den Anschein zu erwecken, als hätte sie sich irgendwo verabredet. Bald jedoch war sie der lächnhaften Verfolgung müde, und sie strandete wieder auf ihrem Zimmer.

Sie nahm ein Buch, vergrub sich hinein. Indes nach kurzer Weile, legte sie mihmutig das tote Papier beiseite, drehte den Wasserhahn auf und hörte dem Plätschern zu. Aber sie entkam nicht der bedrückenden Einsamkeit. Schließlich entkleidete sie sich, setzte sich in ihr Bett und weinte.

Am Morgen erzählten die Geschäftstollgegninnen, fröhlich-lachend, wechseltätig ihre Sonntagserlebnisse. Es waren unverbundene, junge Mädchen, die gruppenweise harmlos liebten und noch nicht einzeln das tiefe Erlebnis mit dem Manne suchten.

Alma Brand hörte neidisch, beschämt, heimlich mit gespitzten Ohren zu. Sie wußte, warum ihre Freundinnen sie nicht mitnahmen. Es war lediglich wegen der dicken Wollstrümpfe, die sie vom Dorfe her noch trug.

Nun war sie entschlossen, dieses Allzusein nicht länger zu erdulden. Sie steckte ein Paar selbene Strümpfe unbeobachtet ins Handtäschchen. Zu Hause riegelte sie abends die Tür ab, streifte die Strümpfe über die Füße, hob das Mädchen etwas hoch, und ihre Wille lesen entzünd an den zwei herrlichen, wohlgeformten Beinen hinab.

Nachts schlief sie sehr unruhig. Aber am Morgen wich im Geschäft schnell die Sorge; niemand hatte etwas bemerkt.

Am Mittag packte sie heimlich auch eine selbene Wulst in die Handtasche. Da rief sie bößlich der Chef. Ein lächer Schreck fuhr ihr ins Herz.

Glücklicherweise war ihre Furcht unbegründet; er schickte sie nur nach hinten ins Lager, eine Kleinigkeit zu holen. Allein; zu oft und zu tann hatte sie die Wulst durch die Hände schlüpfen lassen. Als sie zurückkam, sah sie, zu Tode erschrocken, wie der Chef die Wulst aus ihrer Handtasche zog. Er nannte sie vor dem zusammengelaufenen Personal „eine gemeine Diebin“.

Als er sich eine Atempause gönnte, rannte sie fort. Am nächsten Tage kaufte sich Alma eine Zeitung, suchte unter der Rubrik „Hauspersonal“. Da war am leichtesten unterzukommen. Sie stellte sich vor.

„Wo sind Ihre Reuankt?“

„Ich komme direkt aus der Heimat.“ Die Ausflucht mißte. Da sie schmutz, sauber und beschelden auftrat, wurde sie angenommen. Sie ging nun mit einem Eifer und Geschick an ihre häusliche Arbeit, die der Hausfrau sehr ausfielen.

Am Nachmittage legte diese ihr den polizeilichen Anmelde-schein vor:

„Füllen Sie das aus!“

Da ludr Alma ein lächer Schred in die Glieder. Als der Bogen nach zwei Tagen noch unbeschrieben dalag, nahm die Hausfrau selbst die Feder in die Hand und setzte die Personaln nach Almas Angaben ein. Die zögernde Schüchternheit des Mädchens vom Dorfe belächelte sie, ohne daß ihr diese ängstliche Hilfslosigkeit mißfiel.

Alma aber benutzte einen geeigneten Augenblick, nahm ihr Bündelchen und verschwand heimlich aus dem Hause.

Als sie hungrig geworden war, ging sie in ein Café. Von ungefahr setzte sich ein Herr zu ihr. Er sprach von der Humanität, bestellte, aß und ließ sie essen. So bildete sich eine gemeinsame Atmosphäre. Dennoch folgte sie ihm mit einigem Widerstreben. Vor einem Hause hielt er, und unter dem Vorwand ein Buch holen zu müssen, war sie bald mit auf seinem Zimmer Dort streifte er den Ehering ab, wurde jubringlich. Alma aber fragte und sah um sich, und ehe er es sich verlauf, war sie auf der Straße und verschwunden.

Draußen in der frischen Luft ordneten sich rasch ihre Gedanken. Sie ging zum Bahnhof, bestien den Zug und fuhr in die Heimat zurück.

Sie fürchtete diese Heimreise sehr. Indes der Vater, bei seine Blgarre und ein Glas Wein liebte, nahm sie in Wohlgefallen auf. Die Mutter trakeelte anfangs; aber schließlich war sie doch die Mutter.

Ein Jahr später wurde Alma zum zweiten Male in die Welt geschickt. Diesmal geschah es nach den Absichten des Vaters.

Kreistagsitzung.

am 29. September.

Endlich mal eine Sitzung, die in normaler Zeit er-
wartet wurde, trotz der Medefreudigkeit einzelner kommun-
istischer Abgeordneter. Kurz nach 2 Uhr konnte der
Sitzung schließen. Anwesend waren sämtliche 28 Abgeord-
nete; auch der Kreisrat war vollzählig vertreten.

Vor Eintritt in die Tagesordnung bemängelt Abg.
Fenz-Mauen, daß verschiedene kommunistische Anträge nicht
auf die Tagesordnung gesetzt worden sind. Der Vor-
sitzende erwidert, wenn es sich um staatliche Angelegen-
heiten handelt, könne eine Erörterung im Kreistag nicht
abgehalten werden.

Zu Punkt 1. Verwaltungsbericht des Kreises für das
Verwaltungsjahr 1929, macht Abg. W. Fenz-Mauen längere
Einsparungen; er bemängelt, daß der Kreisamteier
Mietzke, trotzdem er pensioniert ist, weiter beschäftigt wird,
daß bei den Berufsschulen die Schüler die Behältnisse
selbst bezahlen müssen, daß der vom Kreis-
verband landwirtsch. Hausfrauenvereine unterhaltenen Wan-
derhandlungsschule an Beihilfen 699 RM. gewährt
werden und so weiter, um zum Schluß zu erklären, daß
eine Fraktion den Verwaltungsbericht ablehne. Nachdem
der Vorsitzende dem Redner geantwortet und auch erwähnt
hatte, daß der Verwaltungsbericht ja nur zur Kenntnis
zu nehmen sei, kramte Abg. Fenz-Wustermark verschiedene
Wustermarker Lokalvorgänge aus, die mit dem Kreis
nichts zu tun hatten, so daß ihm der Vorsitzende Wort-
entziehung androhte, wenn er sich nicht an die Tages-
ordnung halte. (Den Verwaltungsbericht werden wir in
den nächsten Nummern auszugsweise veröffentlichen).

Punkt 2. Jahresrechnung und Geschäftsbericht der
Kreisparatasse. Abg. Wessel-Kremmen weist auf die
hohen Geschäftskosten von 231 000 RM. hin, die nach
seiner Ansicht gesenkt werden könnten. Dafür sollen die
Gemeinden, die ihre eigene Sparatasse haben eingeben
lassen, endlich an dem Gewinn beteiligt werden, wie ihnen
i. St. versprochen worden ist. Früher haben diese Ge-
meinden von ihrer eigenen Sparatasse immer einen Ge-
winnt von 8—10 000 RM. für gemeinnützige Zwecke ver-
wenden können, so lange sie an die Kreisparatasse an-
geschlossen sind, gehen sie leer aus. Der Vorsitzende er-
widert, der Vorstand der Sparatasse sei dauernd bemüht,
die Unkosten herabzusetzen, eine bevorzugte Behandlung
einzelner Zweigstellen sei nicht möglich, für das kommende
Geschäftsjahr werde ein besserer Abschluß erhofft. Ohne

besondere Abstimmung wird die Jahresrechnung genehmigt
und Entlastung erteilt.

Punkt 3. Erlass neuer Statute über die Bildung der
Amtsausschüsse. Durch die Auflösung der Gutsbezirke
und teilweise Veränderung der Amtsbezirksgrenzen ist die
Zusammensetzung der Amtsausschüsse in den meisten
Amtsbezirken des Kreises nicht mehr vorchriftsmäßig. Es
ist daher der Erlass neuer Statute erforderlich. Zu diesem
Zwecke hat der Kreisrat auf Grund des § 51 der
Verordnung unter Zugrundelegung einer Durchschnitts-
zahl von 2 Vertretern für jede Gemeinde zunächst die für
jeden Amtsausschuß erforderliche Gesamtzahl von Ver-
tretern ermittelt und die sich hiernach ergebenden Amts-
auschüsse nach der Einwohnerzahl der letzten amtlichen
Personenstandsaufnahme vom 10. Oktober 1929 und nach
dem Kreisstatutenbuch für 1929 (Stand vom 31. März 1930)
den beteiligten Gemeinden zugeteilt. Es haben eine ganz
große Anzahl Gemeinden Einwendungen erhoben, die aber sämt-
lich als unbegründet vom Kreisrat zurückgewiesen
worden sind. Der Wortlaut der Statute ist für alle
Amtsausschüsse gleich. Abg. v. Bredow-Buchow-Carpzow be-
antragt, beim Amtsbezirk Schönwalde der Gemeinde Schön-
walde zwei Sitze statt einen zuzuerkennen, ebenso der Ge-
meinde Möhrbeck beim Amtsbezirk Dallgow. Abg. Schmidt-
Walten unterstützt diesen Antrag. Bei der Abstimmung
wird er jedoch mit 15 gegen 10 Stimmen abgelehnt.
Dann werden die Statuten in der vom Kreisrat vorgelagerten
Fassung genehmigt.

Fortsetzung folgt.

Märtsche Umschau.

Neuruppin. Viehmarkt. Aufgetrieben waren 66
Pferde, die Durchschnittspreise von 140—700 Mark erzielt-
en. Ferkel waren rd. 300 Stück vorhanden, die für 16
bis 40 Mark weggingen, soweit ein Umsatz getätigt wurde.
Umsatz gering.

Brandenburg. Der Vergütungssatz für Quar-
tierverpflegung. Nach einer amtlichen Bekannt-
machung des Landrats des Kreises Westhavelland wird der
Reichsbefoldungsabzug für die Heeresverpflegung, der zu-
gleich gesetzlicher Vergütungssatz für Quartierverpflegung ist,
nicht mehr wehrtreitsweise, sondern vom Reichswehrministe-
rium für das Reichsheer und das gesamte Reichsgebiet ein-
heitlich festgesetzt. Für das Halbjahr vom 1. Juli bis 31.
Dezember 1930 ist er auf 1,40 Mark festgelegt worden; da-
von entfallen auf die Mittagstoft 0,66 Mk., auf die Abend-
stoft 0,47 Mk. und auf die Morgentoft 0,27 Mk.

Finow. Die Evangelische Frauenhilfe
Seeermühle konnte kürzlich das Fest ihres 30jährigen
Bestehens feiern. Pfarrer Wille, der diese Vereinigung als
einer der ersten im Reiche vor 30 Jahren gründete, hielt die
Festpredigt.

Eberswalde. Turnlehrertagung. Auf der vom
30. September bis 2. Oktober hier stattfindenden Tagung
des Turnlehrervereins der Mark Brandenburg wird der Ge-
neralsekretär des Deutschen Reichsausschusses für Leibes-
übungen, Dr. Diem-Berlin, über „Die zweckmäßige Anlage
von Übungsstätten in Stadt und Land“ einen Vortrag
halten.

Zäckerl. Beendigung des Brückenbaus.
Durch Einschwimmen des letzten Brückenbogens ist die Zäcker-
rider Brücke nunmehr vollendet worden. Es hatte sich eine
vieltausendköpfige Menschenmenge aus der Umgebung ein-
gefunden, um diesem Schlußakt der Brückenbauarbeiten bei-
zuwohnen. Nach beendeter Arbeit wurden der Choral
„Lobe den Herrn“ und das Deutschlandlied gespielt, das von
der ganzen Menge mitgesungen wurde.

Landsberg (Warthe). Räuberischer Überfall
aufgeklärt. Ein Überfall, der vor 2½ Jahren verübt
wurde, ist jetzt durch die gemeinsame Arbeit von Beamten
des Berliner Raubdezernats und der Polizei in Stuttgart
im Kreise Ost-Sternberg aufgeklärt worden. Am 24. März
1928 befand sich die Ehefrau des Pferdehändlers Wilhelm
Weise aus Stuttgart allein zu Haus. Zur Nachtzeit wurde
die Fensterhebe des Schlafzimmers plötzlich eingedrückt
und nacheinander stiegen vier Männer in die Stube ein. Sie
rissen die Frau zu Boden und verletzten ihr mehrmals Fuß-
tritte in das Gesicht, so daß sie erheblich verletzt wurde. Es
fiel auch ein Schuß, der aber die Überfallene nicht traf.
Ebenso rasch wie sie gekommen waren, entfernten sich die
Eindringlinge, ohne das geringste geraubt zu haben. Die
vier Mann wurden einer nach dem anderen ausfindig ge-
macht. Einer ist ein 35 Jahre alter Maurer Willy Heß aus
Berlin, die drei anderen sind in Rüsslin ansässig, ein gewisser
Schneider, ein Willinsky und ein Haske. Die vier hatten
herausgefunden, daß der Pferdehändler einige Tage vor dem
Überfall bei einem Verkauf größere Summen erzielt hatte
und wollten nun bei ihm einbrechen und rauben. Alle vier
sind geständig. Willinsky befindet sich bereits wegen einer
anderen Straftat im Gefängnis in Landsberg.

Landsberg (Warthe). Am 1. Oktober begeht Pfarrer
von Schulz sein 25jähriges Dienstjubiläum im Provinzial-
dienst und an der Landesanstalt.

Bestellungen auf die Fehrbelliner Zeitung
werden jederzeit entgegengenommen.

* Die Bundesversammlung des Gewerbundes Brandenburg findet am Dienstag, den 7. Oktober, nachm. 14 Uhr in Berlin, Restaurant Lucher, Friedrichstraße 100 statt. Auf der Tagesordnung stehen u. a. Punkten ein Vortrag: „Der neue Reichstag und das Schicksal des gewerblichen Mittelstandes.“

Hindenburgs Geburtstag

Als Bismarck vor langen Jahren dem deutschen Reichstage den Tod des alten Kaisers mit tränenerstickter Stimme verkündete, rühmte er dem Dahingegangenen nicht Weisheit, nicht Genie nach, sondern das hochgespannte nationale Pflichtgefühl, das ihn bis zu seinem letzten Augenblick befeuert habe. Wenn das deutsche Volk heute Hindenburgs an seinem 83. Geburtstage dankbar gedenkt, so wird ein ähnliches Empfinden im Vordergrund stehen. Es ist in erster Linie auch bei Hindenburg das nationale Pflichtgefühl, die erhabene Selbstverständlichkeit, mit der er stets sein gesamtes Dasein in den Dienst der Nation gestellt hat, die wir an ihm lieben und die ihm die Dankbarkeit des deutschen Volkes bis über das Grab hinaus sichert. Ein Genie bewundert man; einen Hindenburg liebt man. Als im August



1916, an einem der kritischsten Augenblicke des Weltkrieges, der Oberbefehl in Hindenburgs Hände gelegt wurde, richteten sich die Augen des ganzen Heeres und des ganzen Volkes in tiefem Vertrauen auf diesen Mann, und bis auf den heutigen Tag hat Hindenburg dieses Vertrauen der Nation nicht einen Augenblick lang enttäuscht.

„Du bleibst, nach eines ersten Schicksals Spruch,
Bis zu dem bitteren Schluß mit uns verflochten.
Aufrechter Held noch im Zusammenbruch,
Wie Gran'n und Etel dich auch schütteln mochten.“

Diese Worte, die bald nach dem Kriege ein deutscher Dichter dem damals in tiefer Einsamkeit lebenden Hindenburg zurief, ziehen in aller Kürze und mit dichterischer Kraft das Fazit dieses großen und segneten Lebens. Es ist ein weiser, schicksalsvoller Weg gewesen der dem kaiserlichen Heer-

führer an die Spitze der Republik führte. Eine Tragik ist es geworden, daß diejenigen, die denselben Mann vor fünf Jahren gegen seinen eigenen Wunsch in die vorderste Reihe der Politik stellten, heute vielfach abseits von ihm stehen. Das mögen Empfindungen und Empfindlichkeiten verständlicher Art sein; aber das Schicksal einer großen Nation geht über diese kleinen Dinge hinweg. Für die Entwicklung Deutschlands war und bleibt es von ungeheurer Bedeutung, daß ein Mann von der Größe und der unantastbaren Persönlichkeit Hindenburgs das Staatsruder ergriff. Damit hat die neue deutsche Staatsform auch an Ansehen in den deutschen Schichten gewonnen, die ihr bisher feindlich gegenüberstanden. Hindenburg hat durch sein Beispiel bewiesen, daß es möglich ist, in treuer Verehrung dem Alten zugetan zu sein und mit starkem Sinn und Verantwortung der neuen Zeit zu dienen. Wort und Sinn der Reichsverfassung hat der zweite deutsche Reichspräsident gewissenhaft befolgt. Wenn es seinem Vorgänger, dem hochverdienten Präsidenten Ebert, nicht immer möglich sein konnte, seine parteipolitische Vergangenheit zu vergessen, so besteht bei Hindenburg nicht der geringste Zweifel, daß er über allen politischen und wirtschaftlichen Gruppen steht. Wünschen wir dem deutschen Volke, daß es sich noch recht lange der starken sittlichen Kraft eines Hindenburg erfreuen kann, der sich längst den Ehrentitel „Vater des Vaterlandes“ erworben hat.

Die wirtschaftliche Lage des Handwerks im September. Noch ungenügende Auswirkung des Arbeitsbeschaffungsprogramms der Regierung.

Nach den Berichten der deutschen Handwerks- und Gewerbetammern war entsprechend der herrschenden allgemeinen wirtschaftlichen Depression auch die Wirtschaftslage des Handwerks im Monat September stark gedrückt. Nicht einmal in den Gewerben, für welche die Saison im Berichtsmonat beginnt, war eine merkbare Belebung zu spüren. So wird vom Herrenschneiderhandwerk berichtet, daß die Mehrzahl der vorhandenen Betriebe noch durchaus ungenügend beschäftigt war. Auch in den übrigen Bekleidungsindustrien hat unter dem Druck der geringen Kaufkraft der Bevölkerung, verstärkt durch die ungünstige Witterung, das Herbstgeschäft bisher nur zögernd eingesetzt. Die sonst um diese Jahreszeit übliche Belebung im Buchdruckerhandwerk ist vollkommen ausgeblieben. Das gleiche gilt für das Tapeziererhandwerk. Sogar die Nahrungsmittelhandwerke, die in geringerem Maße Absatzschwankungen unterworfen sind, haben unter der großen Arbeitslosigkeit, durch die die Kaufkraft der Kundschaft stark beschränkt wird, zu leiden. Von mehreren Handwerkskammern wird berichtet, daß die Einführung des Brotgesetzes als unhaltbar bezeichnet wird, weil die Bevölkerung das sogenannte Mischbrot ablehnt. Das Gesetz hat bereits zur Folge gehabt, daß die ländliche Bevölkerung in erhöhtem Umfange dazu übergegangen ist, wieder selbst zu backen, ohne sich hierbei natürlich um die gesetzlichen Bestimmungen über die Mischung des Viehles zu kümmern. Im Fleischerhandwerk ist wie stets um diese Zeit mit dem Schluß der Ferien und der Reisezeit und dem Einsetzen der kühlen Witterung eine leichte Steigerung des Absatzes eingetreten, jedoch hielt sich die Belebung in engeren Grenzen als sonst. — Besonders stark war die Depression im Baugewerbe sowie in den Baunehengewerben. Die Bautätigkeit hat auch im

Berichtsmonat keineswegs befriedigt. In der Hauptsache gab die Fertigstellung früher begonnener Bauten sowie Aufträge für Umbauten etwas Beschäftigung. Die Förderung des Kleinwohnungsbaues durch Kredite des Reiches hat sich bislang praktisch nur wenig ausgewirkt. Auch die Hoffnungen, die an das Arbeitsbeschaffungsprogramm der Reichsbahn und Reichspost geknüpft waren, haben sich im allgemeinen nicht erfüllt. Dagegen hat die von der Regierung geforderte Preisabbauaktion verschiedentlich zur Störung der Bautätigkeit geführt, da unter dem Eindruck dieser Meldungen häufig von Bauvorhaben Abstand genommen wurde. Die Preisgestaltung verschlechterte sich weiterhin. Von einer Innehaltung innummermäßiger Richtpreise kann nicht mehr die Rede sein. In der Beschaffung von Materialien und Rohstoffen sind keine Schwierigkeiten eingetreten. Von den meisten Berufen wird ein launiges James Sinken der Materialpreise gemeldet.

Berliner Effektenbörse

Die Börse setzte zu wenig veränderten Kursen bei sehr stillem Geschäft ein, da wegen des heutigen hohen jüdischen Festtages der größte Teil der Börsenbesucher ferngeblieben war. Bei der Enge der Märkte rufen schon verhältnismäßig kleine Aufträge größere Kursbesserungen hervor. Der Reichsbankausweis bedeutete für die Börse keine Überraschung; man hatte vielmehr mit einer noch stärkeren Anspannung gerechnet.

Am Geldmarkt war Tagesgeld mit 5 bis 7 % gesucht. Monatsgeld wurde mit etwa 5 bis 6 % genannt. Bankgirierter Warenwechsel etwa 4,25 %. Am Privatskontomarkt blieben die Notierungen bei kleinen Umsätzen unverändert 3,87 %.

Am Devisenmarkt wurde der Dollar mit 4,1955 und das englische Pfund mit 20,383 gehandelt.

Berliner Produktenbörse

Die Stimmung an der Produktenbörse war fester. Das Inlandsangebot für Weizen war vorzüglich und besonders für die kommenden Monate höher bewertet als prompte Ware. Roggen war gleichfalls fester, jedoch gewann prompte Ware wenig, mehr der Zeitmarkt. Das Geschäft für Gerste war still; Hafer wurde nur in guten Qualitäten beachtet, sonst vernachlässigt. Weizenmehl hatte ruhiges Geschäft bei wenig veränderten Forderungen.

Notierungen:

Weizen ab markt. Stat.	224—226	Roggenkleie fr. Berlin	7,00—7,25
Roggen do.	149—150	Weizenkl.-Melasse	—
Braugerste do.	197—220	Raps	—
Futter- u. Ind.-Gerste do.	171—184	Veisfaat	—
Hafer do.	147—158	Bittoriaerbsen	30,00—34,00
Mais loco Berlin	—	kl. Speiseerbsen	—
Waggr. Hbg.	—	Futtererbsen	19,00—21,00
Weizenmehl p. 100	—	Beluschten	—
Kilo fr. Berlin	—	Ackerbohnen	17,00—18,00
br. inkl. Sac	—	Miden	20,00—22,00
(feinste Marke üb. Notiz)	26,50—34,75	Lupinen, blaue	—
Roggenmehl p. 100	—	Lupinen, gelbe	—
Kilo fr. Berlin	—	Serrabella, neu	—
br. inkl. Sac	22,65—26,25	Rapskuchen, 38%	9,80—10,10
Weizenkleie fr. Berlin	7,25—7,75	Leinuchen, 37%	16,80—16,70
		Trockenschnigel	—
		Soya-Schrot, 45%	13,20—14,30
		Kartoffelstoden	—